Gymn.
42
po-2

Gymn.
421 p°

Rattfuß

228.
322.
<36614183120019
S
<36614183120019
Bayer. Staatsbibliothek

Taschenbuch

für

Freunde und Freundinnen

des

Tanzes

von

Johann Heinrich Kattfuß.

Zweyter Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig 1802.
bey Heinrich Gräff.

Choregraphie

oder

vollständige und leicht faßliche

Anweisung

zu den verschiedenen Arten der heut zu Tage beliebtesten

gesellschaftlichen Tänze

für

Tanzliebhaber, Vortänzer und Tanzmeister

von

Johann Heinrich Kattfuß.

Zweyter Theil.

Mit Kupfern.

Leipzig 1802.
bey Heinrich Gräff.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsanzeige
zum
zweyten Bande.

Einleitung	Seite	1
Eine Quadrille	—	5
Der Tempete	—	8
Eine Seize Nr. 1.	—	12
Eine Seize Nr. 2.	—	14
Eine Douze	—	17
Der Kehraus, ...	—	19
Ueber Ecossoisen Pas	—	23

Eine Ecossoise . . . . — 29

Erklärung der Kupfer . . . . . — 32

Die schöne, die gesellschaftliche oder die galante Tanzkunst . . . . — 35

Ueber die Haltung des Körpers . . . — 49

Vom Geschmack . . . . . . — 68

Regeln des Wohlstandes und der Lebensweisheit — 83

Anekdoten und Auszüge aus der Geschichte zur Veredlung und Bildung des menschlichen Herzens . . . . — 137

Ueber die Mode der Damen . . . . — 228

Ein kleiner Aufsatz über die Veranlassung zu meiner Krankheit . . . . . . — 232

Einleitung.

Die Tanzkunst eröffnet ein weites Feld für den Lehrer sowohl als für den Lernenden. Denn ob sie gleich zunächst mit der Ausbildung des Körpers sich beschäftiget und eine schöne und richtige Stellung desselben ihr vorzüglichster Gegenstand ist; so liegt doch das Wohlanständige, Sittliche und selbst die Ver-

edlung des Herzens nicht minder in ihrem Gebiete.

Das reitzende, gefällige und einnehmende Wesen, welches über eine gute Haltung des Körpers sich verbreitet, und uns zu einer Person, an der wir es bemerken, mit unwiderstehlichem Zauber, beim ersten Anblick, dahin reißt, wird seine anziehende Kraft gar bald verlieren und der Eindruck, den es auf uns gemacht hat, wird erlöschen, wenn nicht ein wohlanständiges, sittliches und edles Betragen dasselbe unterstützt. Und wem kann der Mangel feiner Lebensart, welche einzig und allein hierin besteht, an einer solchen Person mit mehrerem Grunde zur Last ge-

legt werden, als dem Lehrer der Tanzkunst?

Er, dessen Beschäftigung es ist, den Menschen so auszubilden, daß er mit Würde in der großen Welt erscheinen könne, hat ganz unstreitig auch dafür zu sorgen, daß ihm diejenigen Mittel nicht unbekannt bleiben, welche unumgänglich nothwendig sind, um ihn bey dieser Würde zu erhalten.

Ich glaube daher kaum einer Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich in dem gegenwärtigen zweyten Theile meiner Choregraphie über diese Gegenstände mich näher verbreitet und was mir in dieser Hinsicht zweckmäßig

und nützlich geschienen, demselben beygefügt habe.

Die Aufnahme dieses zweyten Theils wird mich bestimmen, ob ich ihm noch mehrere folgen, oder es bey den bisherigen Versuchen bewenden lassen soll.

Eine Quadrille,

die allgemeinen Beyfall erhalten hat.

Es stellen sich zwey und zwey Paar neben einander gegen über, so daß vier und vier Personen in einer Linie stehen. Jetzt fängt sie mit einem Rond an, welches zwey Touren ausmacht. Da die Touren sehr leicht sind, habe ich sie nicht in Kupfer beygefügt.

Zur dritten Tour fallen alle vier Damen hinter ihre Herren ab und machen die kleine Achte zwischen ihre beyden Herren.

Zur vierten Tour fallen alle vier Herren hinter ihre Damen ab und machen ebenfalls die kleine Achte zwischen ihre Damen, mithin be-

finden sich alle Paare jetzt auf den entgegengesetzten Plätzen.

Zur fünften Tour nimmt jeder Herr vom ersten und zweyten Paare die ihm gegenüber stehende Dame, und macht verworfen Chassé, das heißt: der erste führt die ihm gegen über stehende Dame hinunter, und läßt sie links vor sich abfallen hinter das letzte Paar; desgleichen der zweyte Herr, läßt seine Dame aber rechts vor sich abfallen, so daß sie wieder nach ihren Plätzen hinauf laufen, sie aber fallen rechts ab, damit sie hinter die stehende Paare auf ihre Plätze zu stehen kommen.

Zur sechsten Tour folgt das dritte und vierte Paar; diese chassiren aber hinauf; der dritte Herr läßt seine Dame rechts, der vierte seine Dame links abfallen; sie selbst laufen hinter den stehenden Paaren hinunter, um wieder auf ihre Plätze zu kommen.

Zur siebenten Tour machen die obersten zwey Paare die Gallerie hinauf, die untersten zwey Paare hinunterwärts, drehen sich, Person

für Person, auf der Stelle herum, und chassiren, indem sie einander anfassen, wieder gegen einander.

Achte Tour: die zwey und zwey Paare, wie sie in der Regel stehen müssen, fassen sich wieder an, und machen die Gallerie seitwärts; drehen sich auf der Stelle herum, fassen sich an und machen die Gallerie wieder zurück. Solchergestalt kommen sie auf ihre ersten Plätze und so nimmt die Quadrille wieder ihren Anfang, nach der Regel wie ich sie im ersten Theile S. 186. über Quadrillen angegeben habe. Erst giebt sich jedes Paar die rechte, dann die linke Hand, dann beyde Hände, hierauf beyde Hände übers Kreutz auf dem Rücken, und so folgt nach Uebereinkunft der Tänzer, entweder Moulinet und Rond; oder die Damen drehen abwechselnd sich mit den Herren und diese hernach mit den Damen, daß dadurch die Quadrille verlängert wird. Nun kommt es noch darauf an, ob man will die große Chaine machen und hernach noch

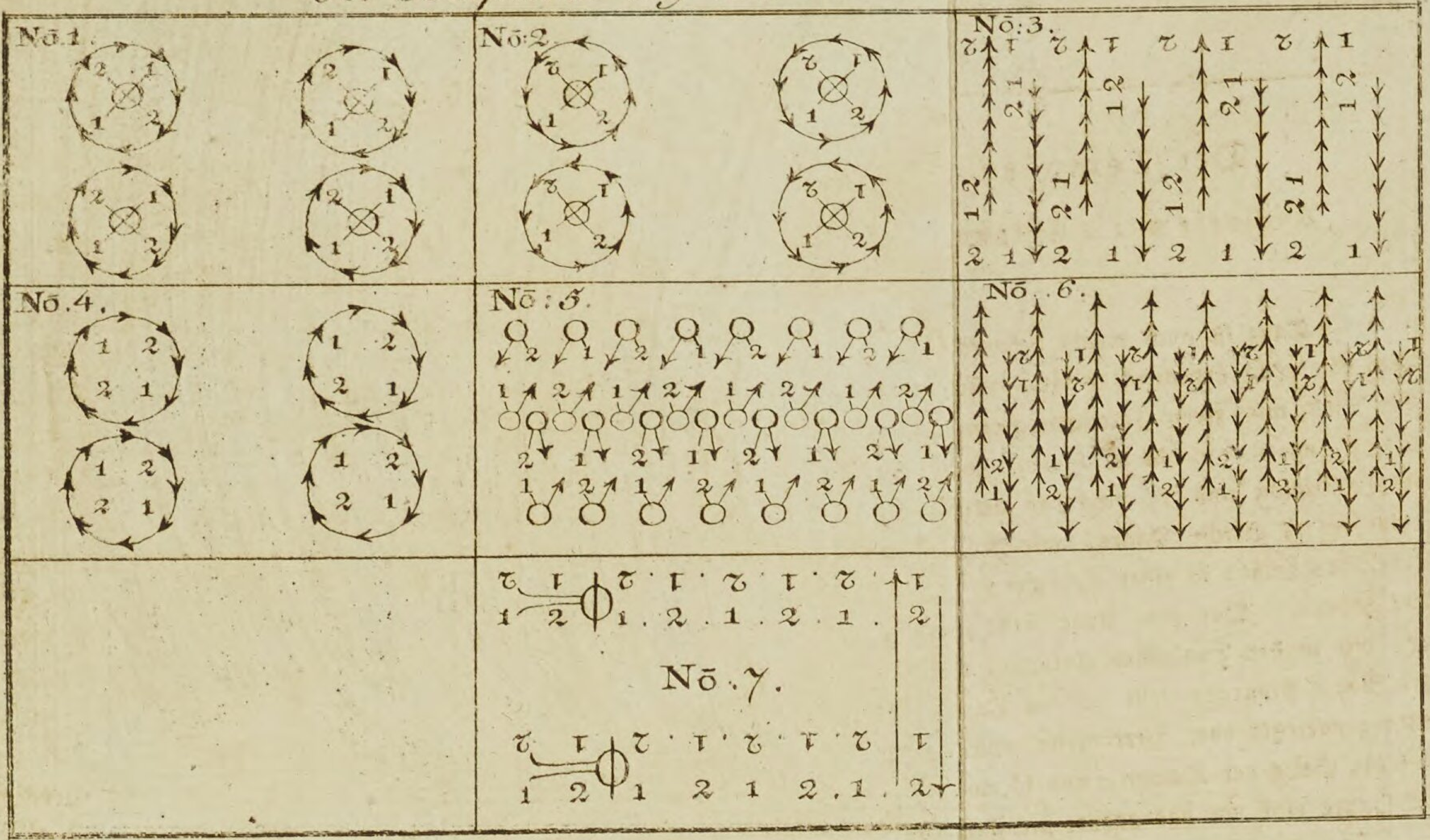
walzen und so kann man alsdenn den Tanz schließen.

Der Tempête.

Anglotse mit 2 Colonnen.

Dieser Tanz ist noch wenig bekannt und wenn man ihn recht ordentlich tanzet, wirklich schön. Er wird mit zwey Colonnen getanzt und hat sieben Touren. Beyde Colonnen sind beständig in Bewegung und in einander verwebt; auch erfordert es gleiche Paare, wie die Conversation, das heißt: in einer Colonne so viel als in der andern. Das erste Paar stellt sich eben so an, wie in der Englischen Colonne; vom zweyten Paare hingegen stellt sich die Dame auf die entgegengesetzte oder Herrenseite und der Herr auf die Seite der Damen, und so rangiren sich die Paare eins um das andere die ganze Colon-

Der Tempete. Angloise mit 2. Collonnen



ne hind
ten Co
Tanz z
sen P
ist, un
gender
M
und u
ten
Paare
zen.
Z
Colon
re, s
auf d
muß
nau
ne N
und
in de

ne hindurch. Dasselbe findet statt auf der zweyten Colonne. Noch ist zu merken, daß dieser Tanz zwey Vortänzer erfordert und der Ecossoisen Pas oder der Schottische der zweckmäßigste ist, um ihn gut auszuführen. Er beginnt folgendergestalt:

Mit Moulinet oder Kreutz rechts No. 1. und links No. 2. fangen zur ersten und zweyten Tour von beyden Colonnen zwey und zwey Paare zugleich an in beyden Colonnen zu tanzen.

Zur dritten Tour No. 3. chassiren beyde Colonnen zugleich, ein Paar zwischen das andere, seitwärts durch, so daß sich jede Colonne auf der entgegengesetzten Seite befindet. Hier muß aber die Ordnung beim durchchassiren genau beobachtet werden, sonst kann gar leicht eine Verwirrung entstehen.

In der vierten Tour No. 4. machen zwey und zwey Paare Rond en quatre.

Zur fünften Tour No. 5. machen die zwey in der Mitte stehenden Reihen die Gallerie ge-

gen einander. Denn dadurch, daß sie sich so rangirt haben, daß ein Paar um das andere, die Dame auf dieser und der Herr auf der entgegengesetzten Seite steht, trift es sich, daß immer ein Herr und eine Dame zu stehen kommt. Indem nun die beyden mittelsten Reihen die Gallerie, sich ins Gesicht fassend, machen; so machen die beyden äußersten Reihen auch, eine jede für sich, die Gallerie hinauswärts, und so drehen sich alle vier Reihen zugleich herum; die zusammengehörigen Reihen bekommen sich wieder zu Gesicht und machen die Gallerie nochmals gegen sich.

Bey der sechsten Tour No. 6. chassiren beyde Colonnen wieder durch; dieses muß aber ja mit der größten Ordnung geschehen, damit jedes Paar und jede Colonne wieder den vorhergehenden Platz einnehme.

Zur siebenten Tour No. 7. brechen beyde Vortänzer durch das neben ihnen stehende Paar und drehen sich alle beyde allein deutsch. So beginnt der Tanz wieder mit Moulinet und

die Vortänzer brechen nach geendigten Touren allemahl durch, bis ein jeder von ihnen auf seiner Colonne hinunter ist. Sind sie alle beyde durch; so changiren sie die Plätze, das heißt: das eine vortanzende Paar geht auf die Colonne des andern hinüber und dieses kommt auf die Colonne des erstern herüber und so bricht jedes vortanzende Paar hinaufwärts wieder durch. Dadurch kommt jedes Paar wieder hinauf; sie changiren nach geendigten Touren ihre Plätze wieder, mithin kommt jedes vortanzende Paar wieder zu seiner Colonne und so endiget sich der Tanz.

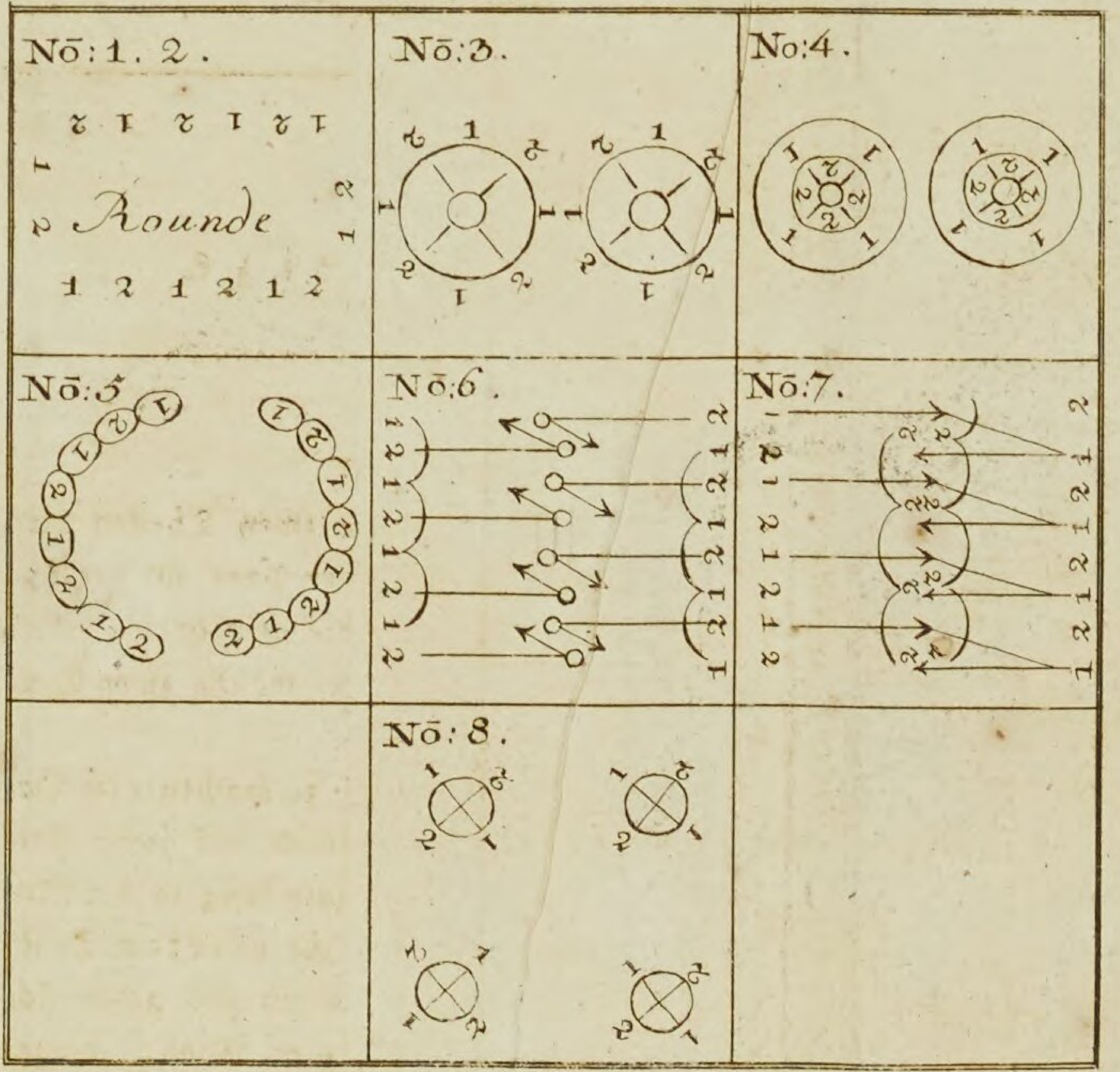
Eine Seize.

No. 1.

Diese Seize beschäftiget in zwey Theilen vier Paar auf der einen und vier Paar auf der andern Seite. Sie beginnt wie gewöhnlich zuerst alle 16 mit der großen Ronde, welche zwey Touren ausfüllt.

Zur dritten Tour No. 3. machen vier Damen auf dieser und vier Damen auf jener Seite Rond en quatre, eine Clause lang in der Musik, dann fallen die Herren zur vierten Tour, No. 4. zwischen ihre Damen ein und geben sich inwendig die Hände auch zum Rond; dergestalt kommen die Hände von allen übers Kreutz so, daß es ein doppelt Rond ausmacht. Es machen demnach die Damen in ihrer vorigen

Seize No:1.



Haltung
Rond, e
so jedes
zur fü
der Hä
selben
Hand s
sich die
wird d
Clause
in eine
Hände
No. 6
halten
jeder
che d
sen,
vorg
soll;
gera
gehr
Dar

Haltung nochmals mit den Herren zugleich ein Rond, eine Clause lang in der Musik, und ist also jedes Paar wieder auf seinem Platze; so wird zur fünften Tour No. 5. in dieser Haltung der Hände der Rond geöfnet. Beim Oefnen desselben wird auf jedem Flügel zwey Personen die Hand frey; diese geben, wie es sich treffen wird, sich die beyden letztern Personen wieder und so wird der Rond langsam geöfnet, daß es eine Clause in der Musik beträgt. Stehen sie also in einer geraden Linie; so halten sie immer die Hände fest. Dann heben zur sechsten Tour, No. 6. die Herren die Hände, welche sie fest halten, in die Höh, so, daß die vier Herren von jeder Seite eine Bogenstellung bilden, durch welche die Damen, indem sie sich alle viere anfassen, sowohl auf dieser als auf jener Seite hervorgehen. Wenn es sich aber gut ausnehmen soll; so muß die Ordnung, daß die Damen in gerader Linie von beyden Seiten gegen einander gehn, beobachtet werden. So chassiren alle acht Damen gegen einander, drehen sich, geben in-

ander die Hände und chassiren, indem sie die Hände in die Höhe halten, wieder auf die Herren los.

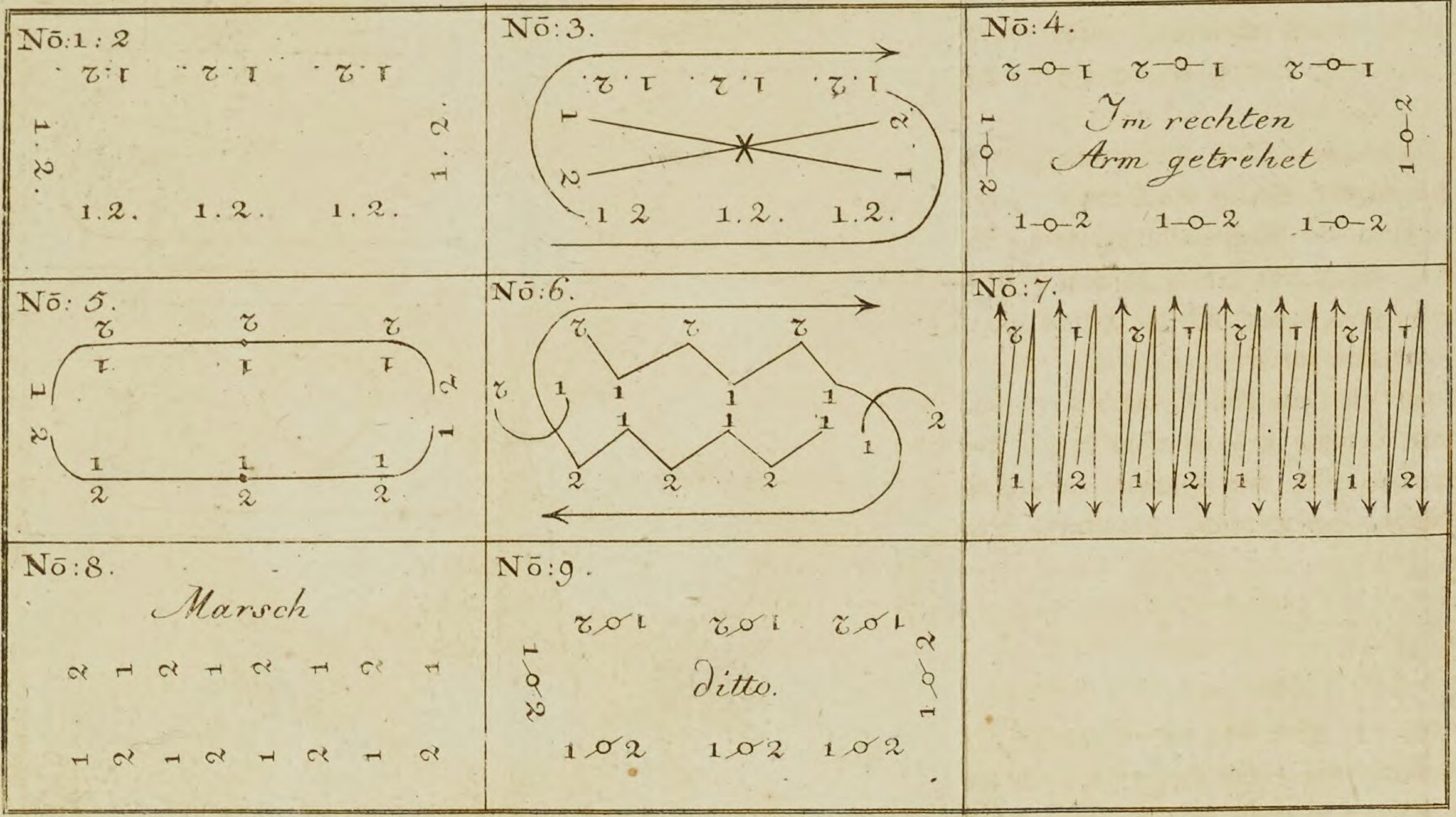
Zur siebenten Tour No. 7. chassiren die Herren von beyden Seiten den Damen entgegen und gehen durch die Bogenstellung, die die Damen bilden, die Hände loslassend gegen einander, drehen sich, geben sich die Hände wieder und gehen wieder zurück.

Zur achten Tour No. 8. machen zwey und zwey Paare Kreutz, und so wird fortgefahren wie in der Quadrille, mit Reichung eines Arms, beyder Hände, mit Deutsch, Moulinet, Rond und s. w.

No. 2.

Hierzu sind acht Paar erforderlich und sie wird eben so behandelt wie die Quadrille. Ich füge hier die Touren zu zwey Seizen bey, welche überall vielen Beyfall gefunden haben und bemerke übrigens, daß die Tänzer sich darüber ver-

Eine Seize No: 2.



ein
soll

Di

gr
B
di
ar
al
d
a
r

einigen müssen, wie die Touren gemacht werden sollen.

Diese Seize erfordert zwey Vortänzer. Die 2. bedeutet die Dame und die 1. den Herrn.

Die erste und zweyte Tour besteht in der großen Rond rechts und links; dann folgen die Variationen. Die dritte Tour Fig. 3. machen die beyden vortanzenden Paare Chasse' gegen einander in die Mitte und nehmen sich die Damen ab oder changiren mit den Damen, indem die drey Paare auf der einen und die drey Paare auf der andern Seite sich anfassend und chassirend, das heißt alle drey Paare für sich, ihre Plätze verändern, so daß alle drey Paar die entgegengesetzte Seite und Plätze einnehmen. Dieses darf aber nicht mehr Zeit in der Musik, als eine Clause betragen.

Zur vierten Tour Fig. 4. drehen sie sich alle im rechten Arm eine Clause lang herum. In der nehmlichen Clause formiren die drey Paare auf jeder Seite zugleich eine englische Colonne. Durch diese Colonnen holen zur fünften

Tour (Fig. 5.) die beyden Vortänzer ihre Damen wieder; sie müssen es aber von beyden Seiten so einrichten, daß sie gerade in der Mitte der Colonne zusammen treffen, (welches der kleine Punkt bedeutet,) wie es vorgezeichnet ist.

Zur sechsten Tour Fig. 6. fassen sich die drey Paare auf dieser und die drey Paare auf jener Seite zickzack an; indeß die vortanzenden Paare dadurch, daß jeder die Hände des andern ergreift, einen Bogen oder Arkade bilden, gehen die beyden Colonnen im Pas, eine Clause in der Musik, durch die Arkade wieder auf ihre Plätze.

In der siebenten Tour chassiren Fig. 7. alle Paare hinüber und herüber, eine Clause lang in der Musik, und rangiren sich in eine Linie, ein Paar vor das andere, so daß sie in einer Reihe stehen und sich zum Marsch fertig halten.

Zur achten Tour Fig. 8. marschiren sie alle insgesamt vier Pas vor und vier Pas rückwärts im Marschtact.

Die

Die neunte Tour Fig. 9. endiget den Tanz, indem sich alle wieder nach einer Clause in der Musik den rechten Arm gebend auf ihre Plätze drehen.

Nun wird wieder zum Anfang eine Hand rechts und links gegeben, dann giebt man beyde Hände und so folgt deutsch, wie bey den Quadrillen. Wird aber Moulinet gemacht, so machen es die zwey vortanzenden Paare; die drey Paare auf jeder Seite aber Moulinet en six, hernach folgt die Ronde auf eben diese Art und die große Ronde beschließt.

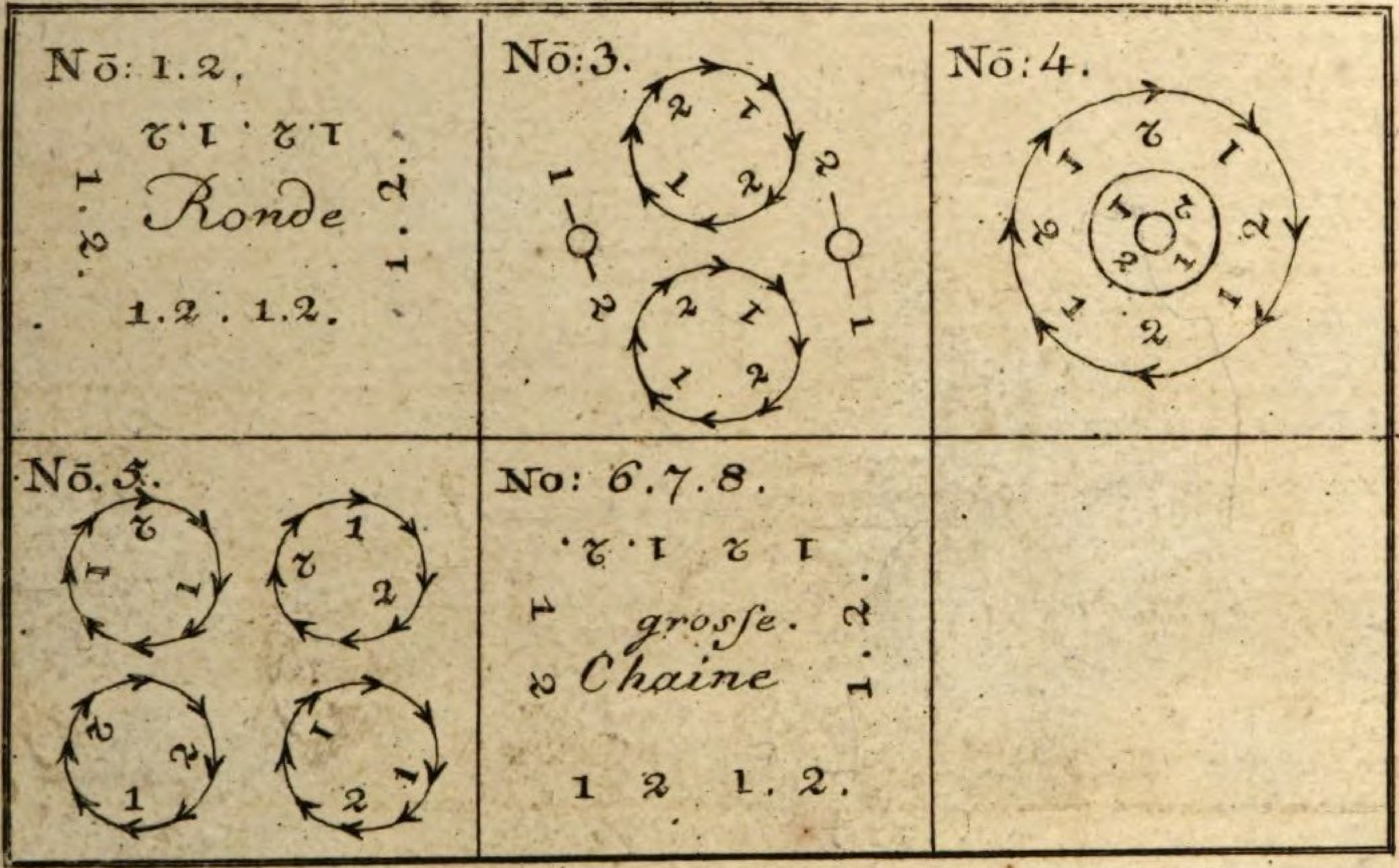
Eine Douze.

Kann man nicht acht Paare zusammenbringen; so tanzt man eine Douze mit sechs Paaren. Die Einrichtung derselben ist dieselbe, wie bey

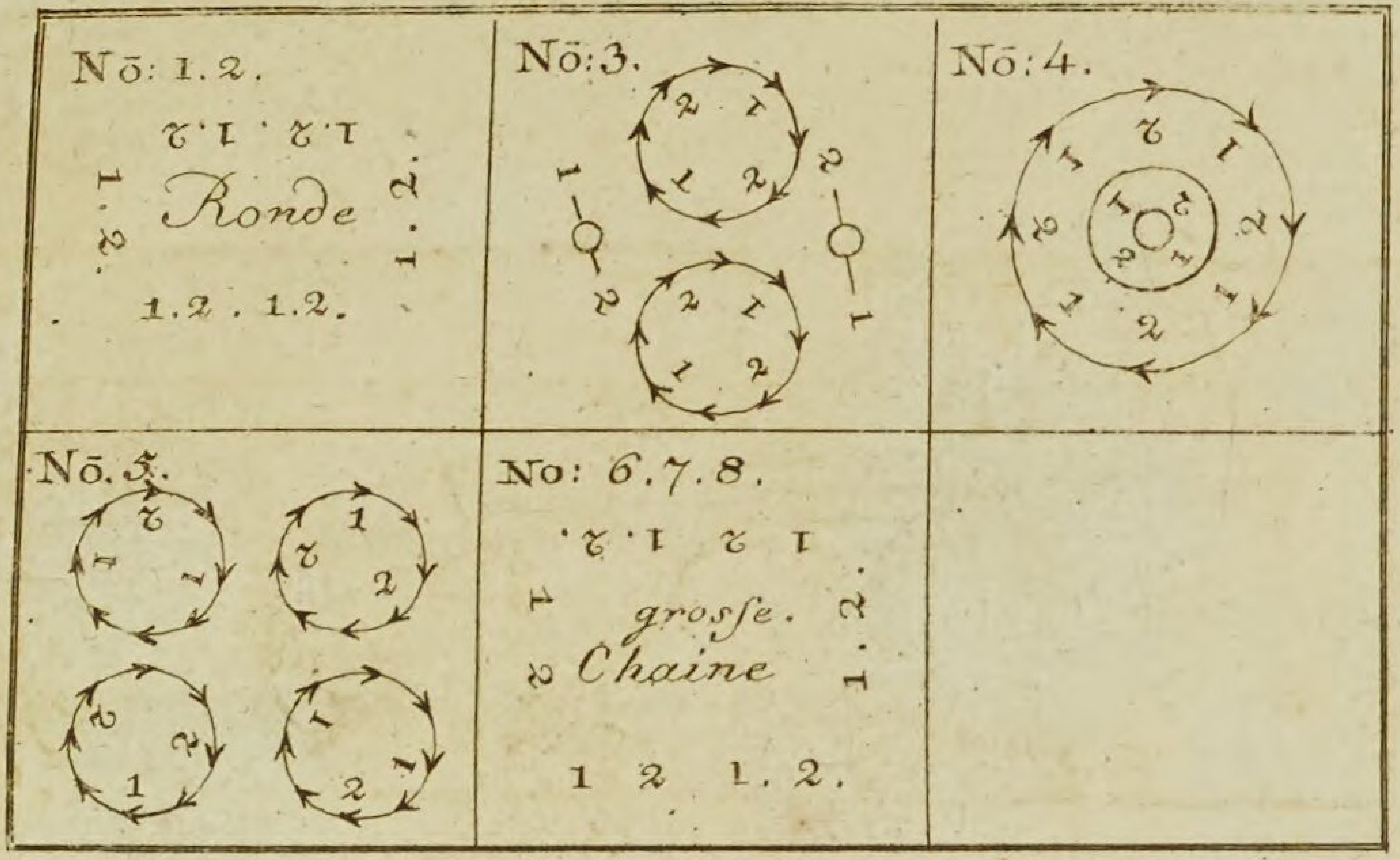
der Quadrille oder Seize. Sie verlangt auch zwey Vortänzer.

Es stellen sich nehmlich zwey und zwey Paare gegen über und die vortanzenden Paare stellen sich auch oben und unten gegen über, wie in der Seize No. 2. Mit einem großen Rond rechts und links fängt sie an und dieses macht zwey Touren aus, bey der dritten Tour No. 3. machen zwey und zwey Paare Rond und das oberste und unterste vortanzende Paar drehet sich ein jedes in einem Arm. Sind also die Ronds gemacht; so chassiren die beyden vortanzenden Paare zur vierten Tour No. 4. in der Mitte sich entgegen und machen Moulinet (oder Kreutz), indeß die andern vier Paare einen Rond en huit um sie herum ziehen, daß sie die beyden Paare mit dem Moulinet einschließen. Das Moulinet erfordert zusammen eine und eine halbe Klause in der Musik. Zur halben fünften und halben sechsten Tour No. 5. und 6. machen drey und drey vier kleine Ronds. Hierauf folgt die große Chaine, No. 6. 7. 8. wel-

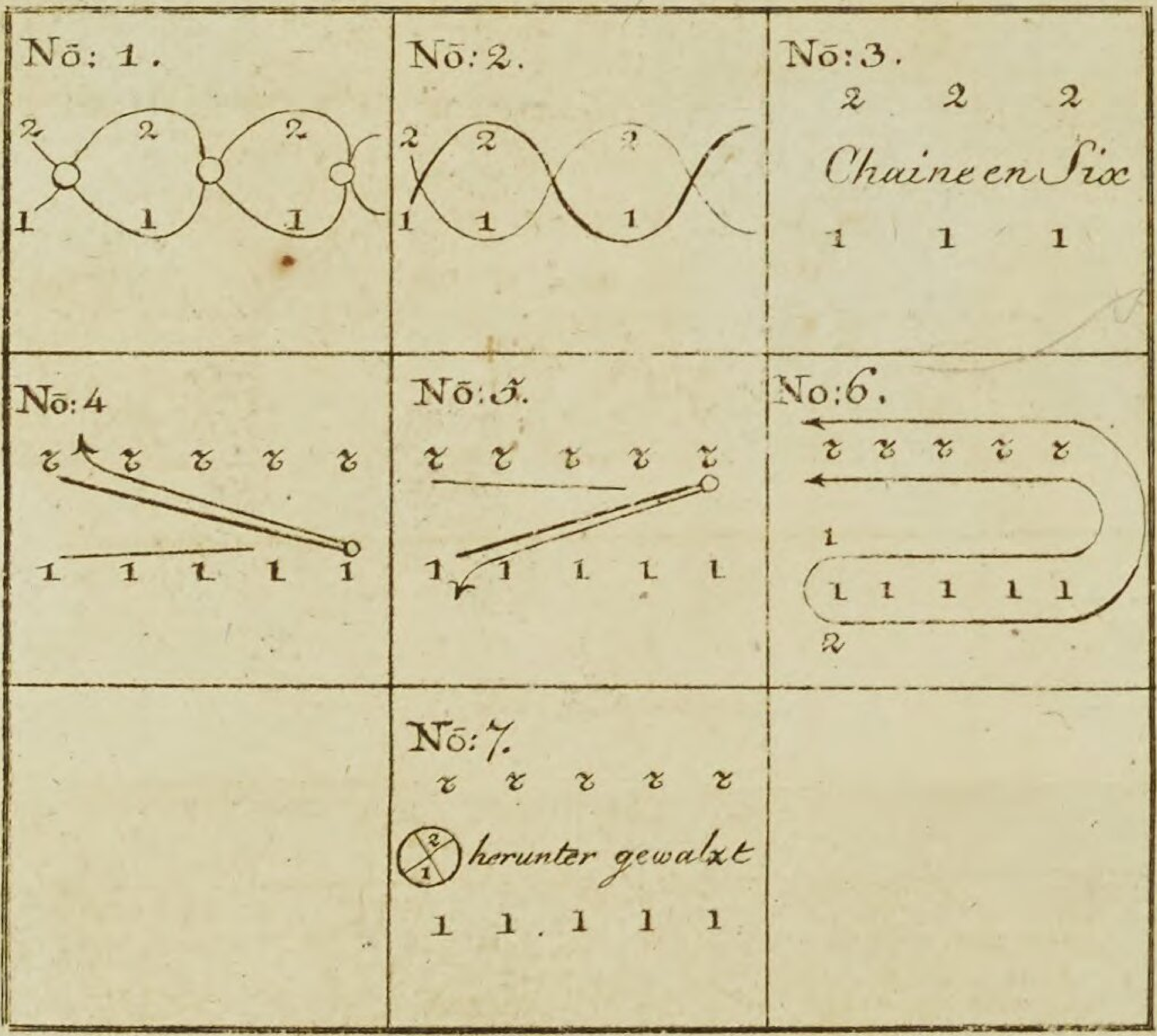
Eine Douze.



Eine Douze.



Kehraus.



che zwey und eine halbe Clause beträgt, und so endigt sich dieser Tanz mit der Fortsetzung wie Quadrillen, u. s. w.

Der Kehraus.

Dieser Tanz wird gewöhnlich zulezt, wenn der Ball zu Ende geht, getanzt, und es pflegen dann immer alle mitzutanzen, die sich bey der Gesellschaft als Tanzpaare befinden.

Wenn die Colonne angetreten ist; so fängt der Vortänzer an und drehet sich mit seiner Dame im rechten Arm. No. 1. Hierauf fällt der Herr um den ihn zunächst stehenden Herrn, die Dame aber um die ihr zunächst stehende Dame ab; beyde drehen sich wieder mit dem linken Arm, fallen wieder ab, drehen sich wieder mit dem rechten Arm und so geht es die ganze Colonne durch. Dieses macht das zweyte

und alle übrige Paare nach in der Maaße, daß, wenn das tanzende Paar durch drey Paare hindurch ist, das darauf folgende Paar allemal anfängt. Haben sie nun alle durchgetanzt; so befindet sich das erste Paar wieder oben an seinem Platz.

Nun fängt die zweyte Tour No. 2 an. Der Vortänzer macht die große Achte die ganze Colonne durch; die andern Paare machen sie ebenfalls, wenn der Vortänzer drey Paare hinunter ist, welches auch in allen englischen Tänzen überhaupt üblich ist, weil sie sich sonst in den Touren hindern würden. Haben alle durchgetanzt; so befindet sich der Vortänzer wieder oben an seinem Platze und es beginnt die dritte Tour No. 3: mit Chaine en six. Hier drehet sich der Vortänzer erst mit seiner Dame im rechten Arm und giebt sie hierauf dem zweyten Herrn, welcher sich im linken Arm mit ihr drehet; er selbst nimmt die zweyte Dame, drehet sich zu gleicher Zeit im linken Arm mit ihr, bekommt so seine Dame wieder in den rechten

Arm und fährt nun abwechselnd fort die ganze Colonne hinunter. Ein jedes darauf folgende Paar ahmt ihm nach und dadurch kommt der Vortänzer allemal wieder oben zu stehen, daß er eine neue Tour anfangen kann.

Zur vierten Tour No. 4. chassirt des Vortänzers Dame die ganze Colonne hinunter und drehet sich mit dem letzten Herrn im linken Arm, welches den Abschied bedeutet, chassirt hierauf zurück, um wieder an ihren Platz zu kommen. Indem sie herauf chassirt, chassirt ihr Herr zur fünften Tour No. 5. hinunter, daß sie sich begegnen, drehet sich mit der letzten Dame im rechten Arm und chassirt wieder hinauf. Das Hinunter- und Heraufchassiren muß immer so eingerichtet werden, daß sich beyde Tanzenden in der Mitte der Colonne begegnen. Die Dame chassirt dann hinunter und drehet sich unten in der Colonne mit dem zweyten Herrn im linken Arm, und chassiret wieder zurück. Ihr Herr chassirt ebenfalls hinunter, um sich mit der zweyten Dame zu drehen und so wech-

seln sie ab, bis sie sich mit dem letzten oben stehenden Paare gedrehet haben. Hierauf nimmt der Vortänzer zur sechsten Tour No. 6. die linke Hand seiner Dame in seine Rechte und macht einen Bogen (oder Arkade) indem die Dame außer, der Herr aber in der Colonne, mit über die Herren empor gehaltenen Händen, hinab und mit in die Höhe gehaltenen Händen über die Damen herauf chassiret, daß beyde auf ihren ersten Platz kommen. Dann walzen sie in der Mitte zur siebenten Tour No. 7. die ganze Colonne hinunter, indeß die Colonne in die Hände klascht; das zweyte und die übrigen Paare ahmen dieses eins nach dem andern nach und so erreicht der Tanz seine Endschaft.

Hierbey muß besonders beobachtet werden, daß die Paare immer herauf rücken, weil die obern Paare eins nach dem andern hinunter zu stehen kommen, sonst drängen sie sich zu sehr und es ist dann ängstlich zu tanzen.

Die Musik zu diesem Tanze habe ich, so wie die Touren, in Kupfer gestochen hier beygefügt.

Ueber den Ecossoisen-Pas.

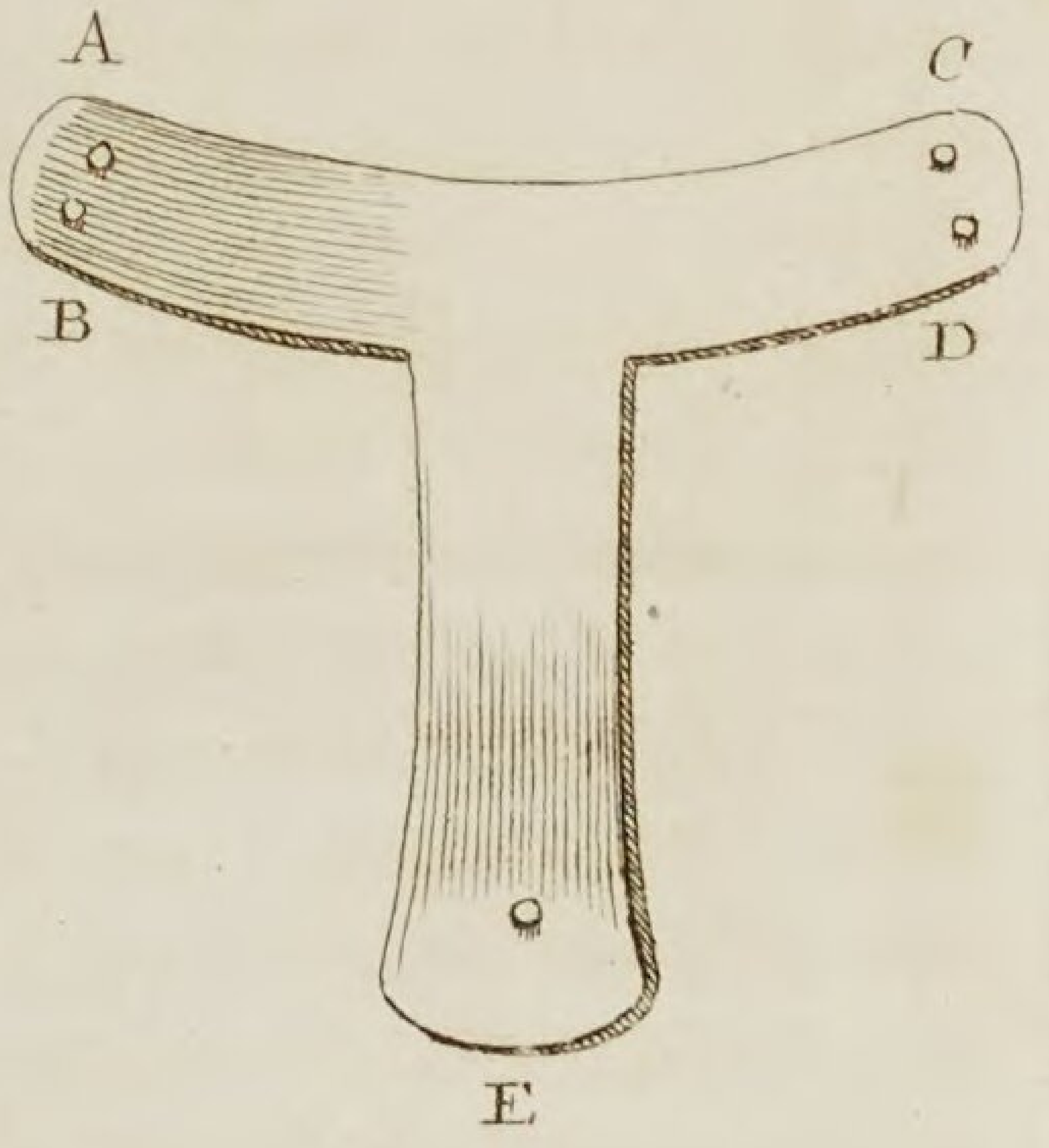
So wie alles dem Wechsel unterworfen ist; so ist es auch der Tanz. Der allerneuste Pas beym englischen Tanz ist jetzt der Ecossoisen-Pas. Ein jeder tanzt ihn ohne zu untersuchen, ob er recht oder nicht recht ist. Ein jeder springt nach Marionetten Art die Colonne mit hin durch, erhitzt sich so fürchterlich und giebt die Erhitzung dem neuen Pas Schuld; aber nicht dem neuen Pas, sondern dem unwissenden Tänzer ist sie beyzumessen. Denn wenn er regelmäßig und mit Anstand getanzt wird; so ist es der schönste, zierlichste und am wenigsten er-

hitzende Pas, den wir noch je im englischen Tanze gehabt haben.

Soll der Ecossoisen-Pas recht gut gemacht werden; so darf der Gang der Musik durchaus nicht geschwind seyn: denn dabey ist der Tänzer nicht im Stande den Anstand gehörig zu beobachten, der bey jeder Tanzart die Hauptsache ist.

Ein Tänzer ohne Anstand verdient diesen Namen gar nicht; denn nur durch das Tragen des Körpers und den dabey natürlichen Anstand kann er sich als solchen zeigen. Was ist leichter im Stande die Idee des Schönen darzustellen, als ein natürliches Tragen des Körpers (denn die getreuste Copie der Natur ist auch die schönste) ein leichtes Spiel oder ein schönes Setzen der Füße? Was für einen ungünstigen Eindruck machen dagegen die verschobenen Stellungen, welche man so oft eingebildete Tänzer machen sieht!

Soll dieser Pas also schön und ohne den Tänzer zu sehr zu erhitzen, gemacht werden; so muß erstlich, wie ich oben gesagt habe, die Mu-



Ecossoisen Pas.

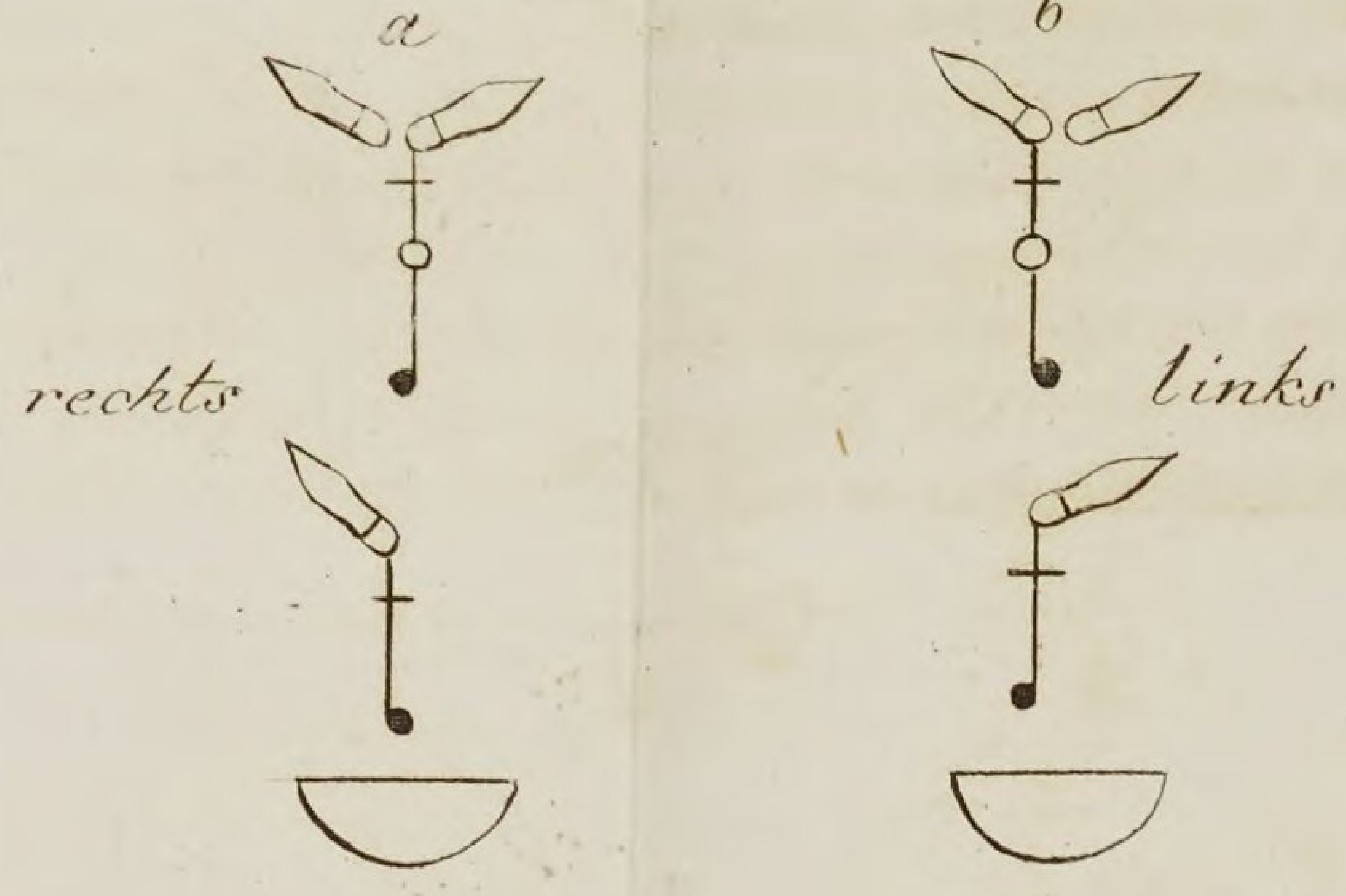


Fig: a.

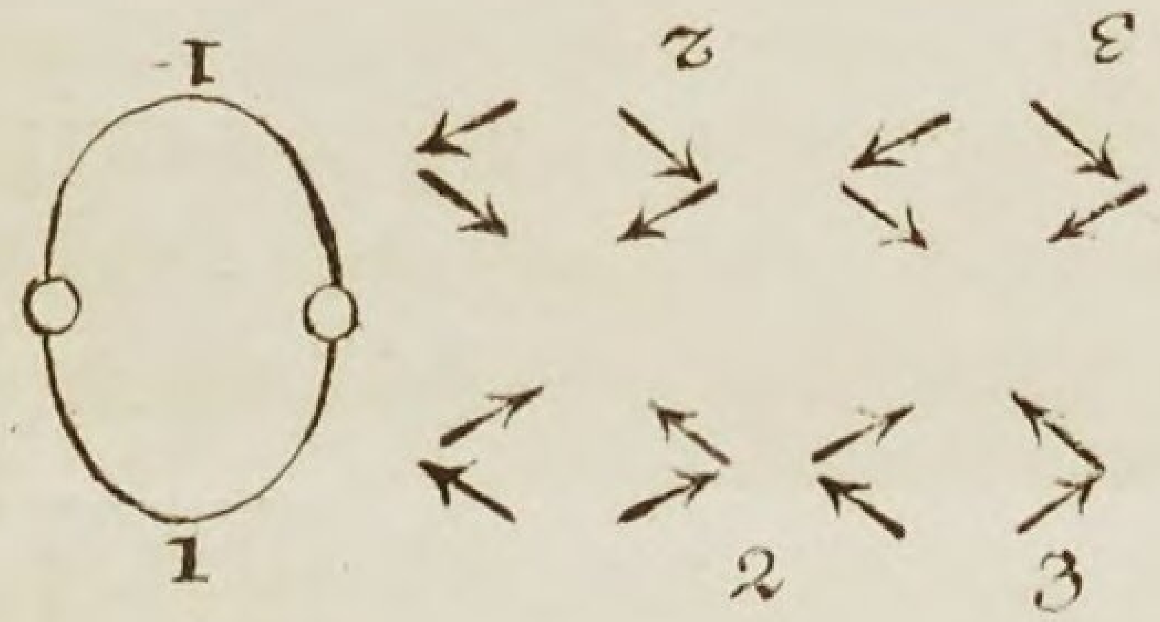
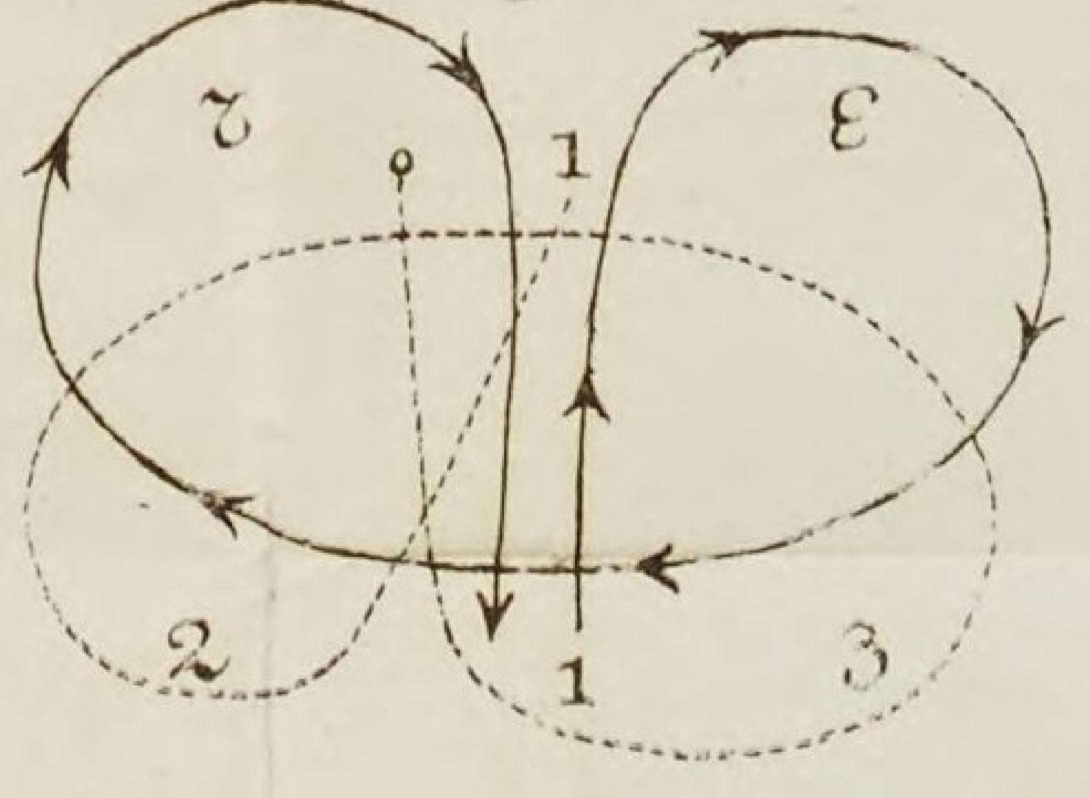
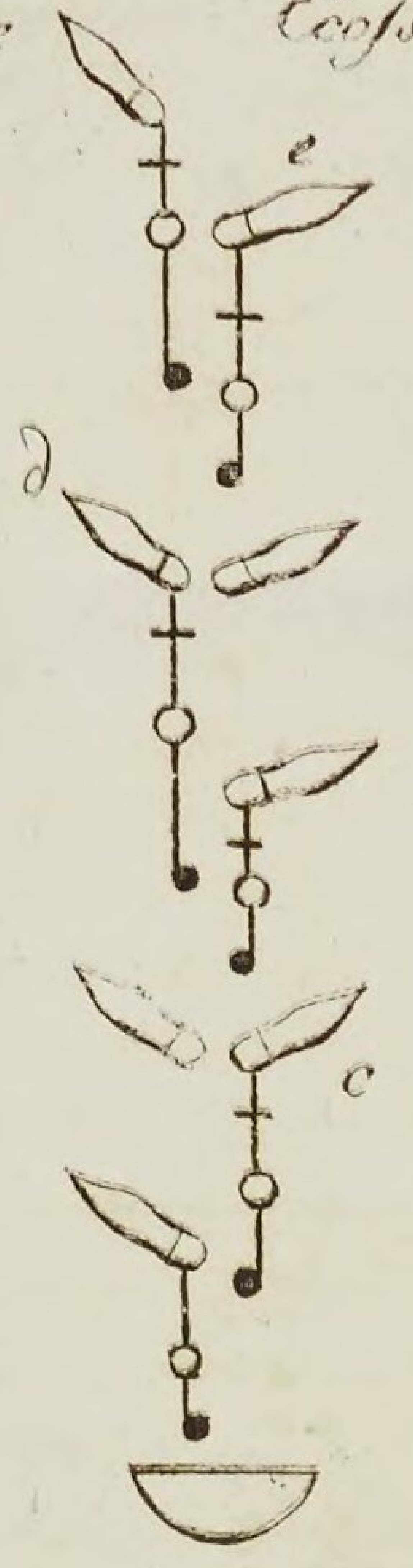


Fig: b.



Der doppelte Ecossoisen Pas



chasse in der Ecossoise.

ſik mäßig geſchwind ſeyn, und zweytens müſſen die Füße gehörig auswärts und immer mit geſenkter Fußſpitze und hingeworfnem geſtrecktem Knie geſetzt werden.

Der Pas an und für ſich iſt eigentlich der Pas Fleuret, Fig. a. und b. a.) iſt der einfache rechts, und b.) der einfache links. Die Zeichen, welche ſich auf der Schrittlinie befinden, ſind alle einzeln im erſten Theile angegeben, wodurch ſich der Liebhaber des Tanzes, wenn er denſelben gefälligſt zu Hülfe nehmen will, ſehr leicht unterrichten kann.

Der doppelte Ecoſſaiſen-Pas iſt Fig. c. und d. Der Ausgang vom Körper c.) iſt der rechte und der zweyte d.) iſt der linke und e.) iſt der einfache vormahlige Schottiſche, welcher daran gehängt wird, und dieß zuſammen macht einen kompletten Pas aus. Dieſer Pas-komplet erfordert eine ganze Clauſe in der Muſik und der erſte Pas wird mit geſtrecktem Knie und geſenkter Fußſpitze mit dem rechten Fuß in der vierten Poſition geſprungen, vorgeſetzt,

Fig. e. und so zählt der Tänzer Eins. Die beyden letzten werden in der ersten Position langsam nachgesetzt und so zählt der Tänzer schnell zwey, drey. Fig. d. wird auf eben diese Art behandelt, alsdenn folgt der einfache Schottische Pas unmittelbar darauf, welches zusammen den doppelten Pas ausmacht.

Das Ländern in diesem Pas und nach dieser Musik, ist nichts weniger als schön; denn es ist weder Grazie noch Anstand darin. Will man aber ländern; so muß das ähnliche beobachtet werden, daß die Dame mit dem linken Fuß im Ausgehen antritt, so wie beym gewöhnlichen Ländern; denn $\frac{2}{4}$ Takt mit dem Aufhub ist zum Ländern nicht gemacht, aber $\frac{3}{8}$ Takt langsam gespielt, ist etwas reitzendes sowohl fürs Ohr als auch in Hinsicht der Bewegung für den Zuschauer und Tänzer.

Der Pas-Chassee in der Ecossoise ist Fig. f. Wenn dieser Pas recht gut und mit Anstand gemacht werden soll; so läßt sich der Herr die beyden Hände von der Dame offen

geben und so chassiren sie beyde seitwärts sich ansehend, die Colonne eine Clause lang in der Musik, das heißt acht Takte oder vier Pas, hinunter; der Tänzer muß allemal, wenn der Pas gut gemacht werden soll, zwey Takte in der Musik auf einen Pas rechnen, und so werden bey den Pas im Hinunterchassiren die Füße immer gewechselt, einmal der linke vor in die 5te Position und dann wieder der rechte, wie ich hier vorgezeichnet habe. Hier muß aber das Auswärtssetzen der Füße wohl beobachtet werden. Die Mensur ist die nehmliche, als bey dem gewöhnlichen Ecossoisen-Pas, der erste gesprungen und die zwey letzten langsam nachgesetzt. Ob es aber gleich Springpas sind; so darf das Springen doch nicht übertrieben werden. Je flacher er gesprungen wird, desto besser nimmt er sich aus. Ueberhaupt muß jeder Tänzer oder Tänzerin darauf sehen, daß sie die Bewegungen so sanft als möglich vortragen, sonst verliert der Anstand. Man tanzt jetzt sehr oft die Menuet mit dem Ecossoisen-Pas; warum

wählt man nicht, wenn doch einmal Springpas gemacht werden sollen, die Perigordine. Hierin ist doch Sinn; aber durch die Menuet mit Ecossoisen-Pas wird auch im Geringsten weiter nichts erzielt, als daß man sich unnützerweise erhitzt. Der Anstand ist bey dem Tänzer oder der Tänzerin, was bey jedem Kunstwerke die Politur ist. Daher kann die Menuet nicht gnugsam empfohlen werden, weil sie einzig und allein dem Menschen das Air und einen schönen Anstand giebt. Daß wir jetzt so wenig gute Tänzer oder Tänzerinnen haben, das heist, welche mit einem gewissen Anstand oder Air tanzen, rührt einzig und allein daher, daß die Menuet größtentheils von den jungen Leuten als unnütz betrachtet und vernachläßiget wird, da es doch nicht geleugnet werden kann, daß sie alle vorkommenden Tänze dem Tänzer sowohl als der Tänzerin erleichtert. Sollte der zweyte Theil meiner Choregraphie Beifall finden; so bin ich gesonnen fortzufahren und so alljährlich ein Taschenbuch mit acht bis neun Stellungen, wel-

che den Forderungen des Wohlstandes und der Sittlichkeit entsprechen, in Kupfer gestochen, und alle neuen Pas und Tänze, welche vorkommen, zu liefern.

Eine Ecossoise.

Ich habe hier zu einer Ecossoise Touren mit beygefügt, welche sehr schön sind und die sich ganz vortreflich tanzen. Die ersten zwey Touren sind Fig. a. Herr und Dame geben sich beyde Hände offen und chassiren die Colonne hinunter und wieder zurück, nach der Art wie ich es vorgezeichnet habe Fig. a. Es darf aber im Hinunterchassiren nicht mehr ausmachen als vier Pas und eben so vier Pas hinauf, welches zwey Clausen in der Musik ausmacht. Die Striche bey Fig. a. zeigen die Pas an; ich habe deren vier angegeben; so viel chassirt man hinunter

und eben so viel wieder hinauf. Der Strich mit dem Winkel bedeutet allemal den Fuß, der in der 5ten Position vorsteht und so wechselt es jedesmal ab, wie ich es schon bey dem Ecossoisen Pas angegeben habe. Beym Ausgehen setzt der Herr den rechten Fuß vor in die 5te Position, und die Dame den linken ebenfalls in die 5te Position, und so muß dieses Paar es beobachten, daß sie im Zurückchassiren in der Mitte zwischen den beyden obersten Paaren bleiben, wie Fig. b. zeigt. In der dritten und vierten Tour läuft der Herr gerade hinüber um die Dame No. 3 und so drüben an den Herrn 2 und 3 inwendig dicht vorbey (wie ich den Gang vorgezeichnet habe) und um Dame No. 2. wieder herum und hinüber wieder an seinen Platz. Das nehmliche beobachtet die Dame zu gleicher Zeit als das Entgegengesetzte. Dergestalt kommen sie beyderseits wieder an ihre Plätze und die Ecossoisen Achte ist gemacht. Soll diese Tour aber recht gut executirt werden; so darf die Musik durchaus nicht geschwind gehen; sonst kann sich

der Tänzer nicht zeigen und der Anstand geht verlohren. Ich habe diese Touren mit beygefügt, weil sie sich außerordentlich gut ausnehmen. Ueberhaupt, um es noch einmal zu erinnern, darf die Ecossoise nicht geschwind getanzt werden, wenn sie schön getanzt werden und der schöne Pas nicht verlohren gehen soll.

Erklärung der Kupfer.

Fig. No. 1.

Zwey Personen bey Tische sitzend, die Serviette vor in den Halskragen gestekt, die Ellenbogen wohl angeschlossen am Leib. Messer und Gabel rechts und links in den Händen; mit dem Daumen und der geschlossenen Hand wird das Messer und die Gabel gehalten, und der Zeigefinger vorgelegt auf das Messer oder auf die Gabel. Der Herr rechts zeigt, wie man die Gabel geschickt zum Munde führt.

Fig. No. 2.

Ist ein gehöriges Compliment, wenn man bey jemanden mit Ehrerbietung und Anstand eintritt. Dieses Compliment erfordert viel Hal-

tung

2

3

4

5.

6

tung des Körpers, mit Anstand verbunden!! — und an diesem Compliment erkennt man den ausgebildeten Mann.

Fig. No. 3.

Eine Person, welche mit Anstand in der vierten Position stehet. Diese Stellung wird mehrentheils angenommen, wenn man sich bey einem großen Herrn befindet. In dieser Stellung kann man sprechen, und immer mit der linken Hand gestikuliren; dadurch hält man sich in Zaum, daß man nicht zu sehr mit den Händen spricht. Denn eine übertriebene Bewegung mit den Händen ist ganz wider den Wohlstand gegen einen großen Herren, überflüssig und unangenehm für jedermann.

Fig. No. 4.

Ist eine Dame, welche mit Anstand, und den Fächer in der rechten Hand haltend, stehet, nach der jezigen Mode. In der Fortsetzung werde ich aber eine Dame liefern mit edlem Anstand, Grace, Air, und was zur vollkommen schönen Stellung einer Dame gehört.

Fig. No. 5.

Soll nichts mehr und nichs weniger vorstellen, als ein Compliment zu Pferde. So muß es gemacht werden, wenn ich jemanden die größte Achtung erweisen will. Den Hut nur bis zur Hälfte herunter zu nehmen, wäre für einen großen Herrn zu wenig; letzteres stehet nur einem Fürsten an.

Fig. No. 6.

Ist eine Person mit Anstand sitzend, und in einem Buch lesend. Der Daumen und der kleine Finger müssen das Buch immer offen halten; der Daumen liegt auf der linken Seite des Blattes in der Mitte, und der kleine Finger auf der rechten Seite in der Mitte des Blattes. Die andern drey Finger liegen gestrekt hinten auf der Schaale des Buchs. Mit dem linken Elbogen sich auf die rechte Hand, auf dem Schooß liegend, gestützt, und das Knie vom linken Bein über das rechte gelegt, welches auch umgekehrt statt findet.

Die schöne, die gesellschaftliche, oder die galante Tanzkunst, nennt sich diejenige, über welche ich hier schreibe.

Hier muß von Seiten des Lehrers darauf gesehen werden, daß erstens alle Bewegungen sanft gemacht werden; daß zweitens alle Stellungen den Charakter des Gesitteten ganz eigenthümlich haben, und drittens, daß der Schüler gefällig, biegsam und mit allen Manieren bekannt gemacht werde. Denn von dem schönen und edlen Ausdruck, welchen der ganze Körper ausspricht, in Verbindung mit der Grazie und dem Anstand, mit welchen sich der Mensch überall auf das Beste produziren kann, ist die galante Tanzkunst allein die Schöpferin.

Denn, weil alles mathematisch reguliret ist; so bekommt der Mensch dadurch einen feinen, sittsamen und anständigen Gang. Die Zierlichkeit, Behendigkeit, das Gefällige, was den menschlichen Körper so vortheilhaft auszeichnet, und das Schöne und Regelmäßige, welches einem jeden sogleich in die Augen fällt, ist einzig und allein der Triumph der Tanzkunst. Daher sollte es sich jeder Lehrer dieser Kunst besonders angelegen seyn lassen, dem Körper die nöthige Ausbildung zu ertheilen, denn dieß ist doch unstreitig ein höherer Zweck, als wenn man den Schüler in Sprüngen und Kapriolen zu üben sucht. Diese geben dem Körper zwar Gelenkigkeit; aber bei weiten nicht die gehörige grace, das Sanfte und den Anstand, also die Eigenschaften, die man vornemlich im Umgange mit Menschen fordert. Auch ist es durchaus schwerer eine Bewegung langsam vorzutragen, als schnelle Bewegungen und Sprünge zu machen: eben so, wie ein ruhiges, sich immer gleich bleibendes Betragen gefäl-

liger und schwerer als ein ausgelassenes ist. Nur daß im letzten Falle dem Temperamente wenigstens sehr vieles, im erstern aber der Kunst alles Verdienst gebühret.

Die Haltung des Körpers ist an dem äußerlichen Menschen das Edelste und der eigenthümliche Zweck, welchen der Schüler durch den Tanzmeister zu erreichen hat; allein so alt auch die Tanzkunst ist, so versuchen es doch leider die wenigsten Lehrer derselben den menschlichen Körper auszubilden. Bisweilen mag es freilich der Fall seyn, daß die Schuld an den Lehrlingen liegt; allein in den meisten Fällen kommt die Vernachläßigung dieser Kunst auf Rechnung der sogenannten Meister in derselben, entweder weil sie dieselbe gar nicht verstehen, oder weil ihnen die Gabe der Mittheilung mangelt: Ein unschätzbares Kleinod, wodurch der Schüler fast weiter, als durch die weitläuftigste und gründlichste Theorie gebracht wird, weil er dadurch den Unterricht und den Gegenstand desselben lieb gewinnen lernt. Es ist aber mehr ein von

der Natur verliehenes Talent, als etwas, was man sich durch Kunst erwerben kann. Ein Hauptserforderniß dabei ist die Kunst, sich dem Schüler verständlich zu machen, ihn richtig unterscheiden zu lehren und ihn mit dem Nutzen auch jeder geringfügig scheinenden Kleinigkeit bekannt zu machen. Diese Kenntniß und die gehörige Behandlung, durch welche der Lehrer Freundschaft, Wohlwollen und Eifer für seine Wissenschaft und für das Beste des Schülers an den Tag legt, muß gewiß einen jeden gewinnen und dem Lehrer Liebe und Achtung verschaffen. Ich kann mich in dieser Hinsicht auf eigne Erfahrung stützen, daß eine gute Methode meinen Schülern, selbst wenn sie anfangs gar keine Lust an meinem Unterrichte zeigten, im Fortgange desselben doch Vergnügen daran beibrachte und sie wiederhohlt die Bitte an mich thun ließ, ihnen ja keinen Fehler passiren zu lassen. Ein vorzügliches Erforderniß bei dieser Ausbildung ist, daß man sich durch die damit verbundenen Schwierigkeiten nicht abschrecken

und die Geduld ermüden lasse, sondern die Zeit abwarte. Durch Strenge wenigstens würde sich die Erreichung dieses Zwecks nicht beschleunigen lassen. Sichrer geht man, wenn man das Ehrgefühl des Schülers rege macht. Auch wäre es ja ein auffallender Widerspruch, einen Lehrer des Anstands, der sanften Bewegung, der Anmuth mit finstrer Strenge und mürrischem Wesen zu erblicken.

Daher kann gewiß nur derjenige Lehrer, dem es bloß um den Erwerb zu thun ist, ohne ein Eiferer für seine Kunst zu seyn, fürwahr ein klägliches Ding! sich beruhigen, wenn nur der Schüler hüpfen lernt, ohne sich weiter um sein Benehmen und seine Manieren zu bekümmern. Aber, wer hat diese gezählt? Heißt ihre Anzahl nicht Legion? Könnte man es doch allen Eltern mit vernehmlicher und eindringender Stimme zurufen, sich mehr um die Tauglichkeit der Lehrer, ihren Versprechungen Genüge zu leisten, zu bekümmern! Ich verweise sie auf meinen ersten Theil. Die Prüfung nach der

dort gegebenen Anweisung wird sie vor Ignoranten schützen. Auch werden sie dadurch in den Stand gesetzt werden, hie und da dem Unterrichte nachzuhelfen und die Fortschritte ihrer Kinder zu beschleunigen. Hoffentlich habe ich auch in dem zweiten Theile den mir bestimmten Zweck nicht verfehlt. Habe ich bei den Schwierigkeiten, mit welchen ich ringen mußte, mein Ideal nicht völlig erreicht; so tröste ich mich mit dem allgemeinen Schicksale der Sterblichen in dieser Hinsicht, mit meinem guten Willen und mit der Hofnung, daß vielleicht einer oder der andere werde aufgemuntert werden, dieses noch häufig brach liegende Feld zu bearbeiten: Etiam voluisse sat est.

Es ist leider ein noch sehr gangbares Vorurtheil, die Ausbildung des Körpers für blose Nebensache und für das Leichteste anzusehen; allein bei einem darnach eingerichteten Verfahren opfert man offenbar den Zweck für das Mittel auf. Ein solcher Wahn kann sich nur auf Mangel an Nachdenken gründen, und zu seiner

Aufrechthaltung trägt das vielleicht mit bei, daß so mancher sogenannte Tanzmeister, der aber nichts weniger als Meister in seiner Kunst ist, es zwar zur Noth versteht, den Schülern die gewöhnlichen Tänze beizubringen; allein jene weit nöthigere und schwerere Kunst nicht innen hat. Die mit dieser Kunst verbundenen Schwierigkeiten werden dadurch erhöht, daß auch der kleinste Zug beobachtet werden muß, und daß man nicht nur auf das, was zu den Sitten, sondern auch auf das, was zu dem Sittlichen gehört, nöthige Rücksicht zu nehmen hat. Welche angestrengte Aufmerksamkeit, welche Delicatesse und wie viel Gefühl für das Schöne und Anständige wird hierzu von Seiten des Lehrers erfordert, um allen Forderungen gehörige Gnüge zu leisten!

Wenn bey gehöriger Vorbereitung ein halbes Dutzend Stunden zur Erlernung der Touren für den Schüler hinreichend ist; so bedarf er Jahre um die Haltung und Richtung des Körpers völlig in seine Gewalt zu bekommen.

Dieser Zweck ist aber auch auf keine andere Weise zu erreichen, als wenn der Unterricht so angestellt wird, wie ich dazu in Hinsicht des Englischen Pas in dem ersten Theile dieses Werks Anleitung gegeben habe. Der sicherste Beweis gegen das Vorurtheil, es könne niemand allein im Tanzen unterrichtet werden, muß wohl aus der Erfahrung hergenommen werden, und diese habe ich mehrere Male in der Maße gemacht, daß dergleichen Soloschüler sich sogleich in die Colonne gestellt und mit getanzt haben. Freilich will ich dieses auf erwachsene Personen eingeschränkt wissen; denn bei Kindern würde ein solcher Versuch vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn. Eben so mag ich diese Methode auch nicht auf den theatralischen Tanz anwenden; weil hier der kleinste Verstoß die Augen des Zuschauers beleidigen würde, und dieser kann wohl an den Tänzer, weil er ihn bezahlt, die strengsten Forderungen machen. Bei dem gesellschaftlichen Tanze aber ist eine solche Strenge nicht zulässig; ob ich gleich da-

mit nicht leugnen will, daß es besser gethan sey, wenn der Schüler, er sey erwachsen oder nicht, einige Stunden in Gesellschaft nimmt, damit der Lehrer gleichsam die letzte Feile ans Werk legen könne. Aber das Bessere ist doch immer von dem Nöthigen sehr verschieden. Denn ist der Unterricht so beschaffen gewesen, wie er seyn soll, (wozu, wie ich es schon mehrere Mal empfahlen habe, dieses gehört, daß man den Schüler mit den Benennungen und Zeichnungen der Touren bekannt macht) so muß man dem Vortänzer noch nie gesehene Touren richtig nachtanzen, wenn dieser anders reinlich vortanzt. Aber bey einem critischen Auge möchte man oft Ach und Weh, nicht sowohl über die Tänzer, als vielmehr über ihre Tanzmeister schreyen. Denn wie oft habe ich Schüler, die schon vorher Unterricht genossen hatten, bekommen, die eben so wenig etwas von Haltung des Körpers, als von den ersten Grundregeln wußten. Dergleichen Lehrer sind für die Kunst eine wahre Pest. Sie erniedrigen sich zu bloßen Werk-

zeugen des Vergnügens und der Zerstreuung. Sie ahnen gar nichts von dem höhern Zweck, für Bildung des Geschmacks zu arbeiten. Ein dreyfaches Wehe über dergleichen elende Wichte!!!

Daß ohne Unterricht im Tanzen keine feine Erziehung Statt haben kann, ist allgemein anerkannt, und es ist daher jedem Gymnasium als Mangel anzurechnen, wo es an diesem Unterricht gebricht. Denn wodurch soll denn der Schüler Haltung des Körpers bekommen? Von den angestellten Schullehrern kann man dieses unmöglich verlangen, weil diese durch Ausbildung der Geistesfähigkeiten hinreichend beschäftiget werden. Und zwar darf man dieses um so weniger verabsäumen, weil durch diese Kunst der Grund zu jeder andern gelegt wird. Der Fechter gelangt dadurch zur nöthigen Festigkeit und Behendigkeit. Der Redner bemächtigt sich durch sie der richtigen Gesticulation, des erforderlichen Mienenspiels und Anstandes. Dem Mahler und Bildhauer verschafft sie richtige Be-

griffe von Haltung in der Zeichenkunst. Sorgfältig müssen freylich, wie überall, so auch hier, die Extreme vermieden werden; denn man kann in der äußern Bildung eben so wohl zu viel als zu wenig thun. Eine Klippe, woran die Menschen so leicht scheitern und dadurch von der Bahn des Natürlichen, wenigstens der schönen Natur abweichen. Und dieß geschieht sehr leicht, wenn man nicht den hohen Tänzer von dem niedern unterscheidet. Bey dem erstern sind die Pas und das Port de bras hoch; bey dem letztern hingegen sind alle Bewegungen sanft, das Port de bras niedrig, mit den Füssen möglichst flach und in der Haltung natürlich. Denn der theatralische Tanz erfordert weit mehr Affekt und Ausdruck, als der gesellschaftliche; weil der Tänzer durch jenen dem Zuschauer Thatsachen oder Handlungen anschaulich machen will. Auch Takt und Tempo sind in beyden verschieden. Doch ist der hohe oder ernsthafte Tänzer noch mehr für den gesellschaftlichen Tanz geeignet, als der groteske und komische, weil diese

durch die gewohnte Anstrengung zu sehr verwöhnt sind, als daß sie die sanften Bewegungen gut sollten vortragen können .Da aber nun, wie ich es schon weitläuftig genug auseinander gesetzt habe, äußere Bildung der Hauptzweck des Tanzunterrichts seyn muß; so ist dem Tanzmeister die Menuet besonders zu empfehlen, denn durch diese wird jener Zweck am ersten und sicherſten erreicht. Denn jeder andere Tanz, er führe welchen Namen er wolle, kann wohl den Körper beweglich machen; aber die sanften Bewegungen in Knieen und Füßen, das natürliche Tragen der Arme, der Ernst, die Würde, der edle Anstand mit Anmuth verbunden, ist, wenigstens in einem so hohen Grade, nur Wirkung dieses herrlichen Tanzes, der Menuet. Durch sie bekommt man den wahren Ton aller gesellschaftlichen Tänze in seine Gewalt, in welchen alle Pas flach, nicht aber gesprungen, vorgetragen werden müssen. Denn eben davon, daß die Bewegungen sanft und nicht sehr gehoben vorgetragen werden müssen,

führt der gesellschaftliche oder galante Tanz den Namen des niedern.

Um den Körper gut zu tragen und sich mit Anstand zu benehmen, hat man acht Hauptregeln, welche durchgängig beobachtet werden müssen. Erstlich die Füße mit der möglichsten Zierde auswärts zu setzen. Zweitens die Beine wohl geschlossen zu führen, welches die schönste Zierde an einem wohlgestalteten Menschen ausmacht. Drittens, die Kniee mäßig gerade, so, daß es nicht ins Steife fällt, zu halten; denn ohne eine gewisse Festigkeit im Kniee sieht der Untertheil des Körpers nie gut aus. Viertens muß der Mensch immer suchen, seinen Leib mäßig eingezogen zu halten, weil der Obertheil des Körpers außerordentlich dadurch gewinnt. Denn wenn fünftens die Brust vorgedrängt wird; so bekommen die Schultern durch das Zurückfallen ein feines Ansehen und hieraus entstehet das Air, welches den Menschen so gefällig und beliebt macht. Sechstens muß der Kopf ganz ungezwungen beweglich seyn, so,

daß der Mensch, er sey Redner, oder was er will, denselben immer mit einem gewissen Anstand trägt und in die Höhe hält. Die siebente Regel fordert das Kinn nie vorgedrängt, gehoben, sondern immer zurück gezogen, so daß es mit der Stirne in einer perpendiculairen Linie steht. Wird dieses richtig beobachtet; so fehlt es nicht, daß der Kopf dadurch ein feineres Ansehen bekommt. Und endlich die achte ist am allerschwersten zu beobachten. Sie betrift nemlich das gehörige Brauchen der Arme, so daß alle Bewegungen natürlich scheinen. Dieß ist besonders bey dem Redner und Schauspieler von großer Wichtigkeit; denn ein übler Gebrauch der Arme verunstaltet die ganze menschliche Figur und macht beym Redner einen widrigen Eindruck auf die Zuhörer, denn dadurch gehet der Anstand verlohren, welchen die Rede durchaus fordert.

Ueber

Ueber die Haltung des Körpers.

Maintien, die Haltung des Körpers, oder der Anstand, welchen ein Mensch in seinen Stellungen und Geberden äußert, verräth gleich bey seinem Eintritte in eine Gesellschaft, ob er Erziehung gehabt hat oder nicht; und sie ist es eigentlich, die derjenige studiren muß, der als ein ausgebildeter Mann in der Welt auftreten will.

Die Stellungen und Geberden des Menschen sind eines so großen Ausdrucks der Seele fähig, daß man an ihnen gar leicht wahrnehmen kann, ob Unschuld, Fröhlichkeit, Güte des Herzens, edles oder niederes Wesen in seinem Charakter liegt. Der Menschenkenner wird den Mann

von Erziehung gleich an seinem Aeußern zu unterscheiden wissen; denn die Würde, die ihm die Bildung von Jugend auf gab, kann er so wenig verläugnen, als der Mensch, der keine Erziehung genossen hat, im Stande ist, sie zu behaupten.

Es verhält sich mit den Stellungen und Geberden fast wie mit den Worten. So wie an sich gleich bedeutende Worte durch den Accent, der darauf geleget wird, Nachdruck erhalten; so kann auch Stellungen und Geberden, durch einen guten Anstand, ein vorzüglicher Reitz beygelegt werden. Eine schöne Stellung, eine einnehmende Geberde wird jedes Auge auf sich ziehn, wenn der Blick bey der leblosen Figur, die die Haltung des Körpers vernachlässiget hat, gleichgültig vorüber gleitet.

Die Haltung des Körpers ist dem zeichnenden Künstler, so wie dem Tänzer und Redner von gleichgroßer Wichtigkeit und begeistert uns oft mit einer Empfindung, zu der wir auf eine andere Weise nicht gelangen können. An ihr

erkannte der Trojanische Held seine göttliche Mutter, an ihr erkennt man den Amor, Apoll und die Psyche. Sie dem Menschen gehörig beyzubringen, ist unstreitig das Schwerste für den Lehrer der Tanzkunst, erfordert viel Beobachtungsgeist und verlangt mehr Zeit als das Tanzen. Hier darf sich der Lehrer keine Mühe verdrießen lassen. Aber leider wird hier der Zweck bey den meisten verfehlt, mit dem Unterrichte zu sehr geeilt und der Hauptsache nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet. Wenige sind aber auch im Stande, einem jeden für sein Fach die richtige Haltung zu geben, denn das setzt Menschenkenntniß, ein Auge, welches alles durchschaut, und ein richtiges Gefühl voraus und diese sind nicht Jedem verliehen.

Durch eine gute und richtige Haltung des Körpers Fig. 3. kann sich ein Mensch ohne zu sprechen bey einer großen Versammlung in Achtung setzen. Seine Würde, sein äußeres Ansehen, wird Jedem Ehrfurcht einflößen; und wie viel kann man nicht schon durch das Auge und

die Züge des Gesichts sagen? Ein Mensch hingegen, der seinen Körper nicht ausgebildet hat, wird oft sich vor der Welt lächerlich machen. So lang er unter seines Gleichen ist, wird man es nicht so bemerken, so bald er aber in eine distinguirte Gesellschaft kommt, oder bey irgend einer feyerlichen Gelegenheit als Redner öffentlich auftreten muß: dann will er an sich denken und begeht desto mehr Fehler. Sein ganzer Anstand wird gezwungen; er weiß nicht, wie er sich der Arme bedienen soll, wenn er spricht; er hat der Hände bald zu viel, bald zu wenig, und die Verlegenheit blickt aus allen seinen Mienen.

Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur manchen jungen Geistlichen oder einen Schauspieler sehen, der in Thaliens Tempel die erste Probe seiner Geschicklichkeit ablegt. Mit je größerer Würde jener vor seiner Gemeinde erscheint, desto mehr Achtung wird sie für ihn haben, und je gezwungener sein Anstand ist, desto weniger wird sein Vortrag gefallen: denn das innere

Gefühl seiner fehlerhaften Haltung wird ihn immer in einer gewissen Aengstlichkeit erhalten, welche bey allen öffentlichen Vorträgen nachtheilig ist. Der Schauspieler hingegen wird, wenn er keine gute Haltung des Körpers hat und sich seiner Hände und Füße nicht gehörig zu bedienen weiß, auf der Bühne jederzeit eine lächerliche Figur machen, wäre seine Stimme auch noch so angenehm, seine Sprache die deutlichste und er Meister in der Declamation. Der Kenner bemerkt dieß gleich, aber auch dem Nichtkenner fällt es auf, obschon dieser nicht den Grund seines Mißfallens angeben kann.

Da eine gute Haltung des Körpers eine gute Erziehung voraussetzt; so verdient es kaum erwähnt zu werden, daß auch ein sittliches Betragen überhaupt mit ihr verbunden seyn müsse, wenn man sich in der Welt empfehlen will. Wer aber von Jugend auf immer in guter Gesellschaft gwesen ist, dem wird dieß alles natürlich und er verfällt nie durch sein Benehmen in einen Fehler, der ihm eine Verlegenheit zu-

ziehen könnte. Erzieher und Erzieherinnen können daher auf ihre Eleven nicht genug Acht haben, ihnen eine gute Haltung des Körpers und ein gutes sittliches Betragen überhaupt beyzubringen. Oft hängt hiervon des Eleven ganze zeitliche Glückseligkeit ab. Wie viel traurige Beyspiele einer vernachläßigten Erziehung könnte ich hier anführen; aber diejenigen, die dieses trift, werden es fühlen und bedauern, daß sie in ihrer Jugend in keine bessern Hände gefallen sind.

Es giebt besonders drey Fälle, in welchen sich aus der Haltung des Körpers beurtheilen läßt, ob Jemand eine gute Erziehung gehabt hat. Der erste ist: wenn ein Mensch in eine große distinguirte Gesellschaft kommt. Wie ich schon gesagt habe, will er dann an sich denken; er sucht eine Haltung zu erkünsteln, die ihm nicht eigen ist und benimmt sich, wo nicht gar lächerlich, doch gewiß steif und gezwungen. Der zweyte Fall tritt oft an großen Tafeln ein, wo gespeiset wird. Hier kann man gleich am

Gebrauche der Messer, Gabeln und Löffel wahrnehmen, wer keine Erziehung gehabt hat. Es geht ihm wie dem Maroccanischen Gesandten am Wiener Hofe, der, wenn er sich nach Europäischer Sitte bey Tafel der Messer und Gabeln bediente, nicht selten in die Versuchung gerieth, die Speisen mit den Händen zum Munde zu führen, indem er mit Messer und Gabel die Ohren berührte; welches aber einem Afrikaner, in Rücksicht seiner vaterländischen Gebräuche, wohl zu verzeihen seyn möchte. Der dritte Fall ist vorhanden, wenn Jemand als öffentlicher Redner auftreten muß. Er sey Staatsmann, Prediger oder Schauspieler, wehe ihm, wenn er seinen Vortrag nicht durch die Würde seines Körpers zu unterstützen, Arme und Hände nicht gehörig zu brauchen gelernt hat! In der feyerlichen Stille, die ihn umgiebt, wenn alle Augen nur auf ihn gerichtet sind, wird der Gedanke an seine fehlerhafte Haltung ihn ergreifen und aus aller Fassung bringen, oder die Angst, die seine Seele erfüllt, wird seine Frey-

müthigkeit hemmen und der Eindruck seiner auch noch so vortreflich ausgearbeiteten Rede beym Anblick der traurigen Gestalt des Sprechers verloren gehen.

Es ist äußerst schwer, die ganze Haltung des Körpers recht zu beschreiben; denn wer vermag alle die feinen Nüancen, welche dazu gehören, mit Worten anschaulich darzustellen? Indeß, ich will einen Versuch machen, ob mir es möglich ist, auch nur eine oberflächliche Schilderung davon zu entwerfen.

Der Kopf muß so beweglich seyn, als Arme und Beine, nicht steif und lächerlich getragen werden. Das bescheidene, zuweilen niedergeschlagene Auge, welches Jedermann ansehen kann, ohne ins Freche zu verfallen; das Bedeutende im Ausdruck der Miene, das Gefällige, Liebreiche, womit man bey der kleinsten Unterhaltung Jeden für sich einnimmt; das zurückgezogene, nicht gehobene Kinn: dieß alles darf nicht gesucht, sondern muß natürlich scheinen. Die Brust muß vorgedrungen seyn, die Schultern

müssen zurückfallen; die Arme muß man so in der Gewalt haben, daß man ihnen doch, auch wenn sie ganz natürlich herunter hängen, ein feines Ansehen giebt. Dieses Vermögen liegt bloß im Gelenke des Elbogens und dem hinter der Hand, welche beyde den ganzen Arm zieren, wenn sie gehörig gebraucht werden. Der Leib muß mäßig, nicht krampfhaft eingezogen seyn. — Knie und Fußspitzen recht zu gebrauchen, ist bey weitem nicht so schwer, als der richtige Gebrauch des Gelenks von der Hand und dem Elbogen. Wer das Knie nur immer heraus zu drehen sucht, der hat gar nicht nöthig um die Auswärtssetzung der Füße sich zu bekümmern. Denn, so wie das Knie auswärts geführet wird; so ist auch der Fuß unfehlbar auswärts. Die Spitze des Fußes muß immer im Gehen die Erde eher berühren als die Ferse, doch muß alles wie ich schon erinnert habe nur so hingeworfen, nicht gezwungen seyn.

Dieses wären ungefähr die einfachen Grundlinien von der äußern Haltung des Körpers;

eigene Aufmerksamkeit, guter Ton und Sitten werden das Gemälde vollenden.

Ein Compliment mit edlem Anstande zu machen, erfordert viel Haltung des Körpers. Fig. 2. Durch sie muß erst das Biegsame entstehen und sie ist überhaupt im menschlichen Leben nicht einen Augenblick zu entbehren. Sie muß eigentlich der Zweck seyn, warum Eltern ihre Kinder in der Tanzkunst unterrichten lassen und nicht der Tanz selbst, denn die Lust zu tanzen verliehrt sich mit den Jahren, aber die Würde des Körpers erhält sich bis in das späteste Alter. Ich wiederhohle es noch einmal, ein Mensch, der die Haltung des Körpers gar nicht studiret hat, wird im gemeinen Leben nie eine glänzende Rolle spielen, er sey Fürst oder in einem niedrigen Stande geboren. Man betrachte nur einen Cavalier, welcher hierin vernachläßiget worden ist, wenn er einmal in die Nothwendigkeit gesetzt wird, an einem Hofezu erscheinen, wie ungeschickt er sich benimmt; Er weiß weder Hand noch Fuß gehörig zu gebrau-

chen, der Kopf will nicht pariren, die Augen haben vollauf zu thun und es fällt ihm äußerst schwer, sich im Zaume zu halten. Er stößt bald hie bald dort an einen an und geräth am Ende in solche Verwirrung, daß er wünscht den Hof nie gesehen zu haben. In dieser bedrängten Lage darf ihn nur der Fürst noch anreden; so ist es vollends um ihn geschehen. Er wird das Gelächter des Hofs und ewig unvergeßlich bleibt ihm diese Scene. Gleichwohl giebt es noch bis jetzt viele Personen von Stande, die die Tanzkunst für weiter nichts als ein bloses Vergnügen ansehen und es kaum der Mühe werth halten, ihre Kinder darin unterrichten zu lassen. Möchten sie erwägen, daß die Fähigkeit, einen Tanz oft kaum mittelmäßig mittanzen zu können, noch nicht hinreichend sey, mit Anstand in der großen Welt zu erscheinen; daß ein vieljähriger Unterricht zur Ausbildung des Körpers gehöre: o! gewiß, sie würden alles daran wenden, ihren Lieblingen einst die Verlegenheiten zu ersparen, welchen sie mit einem

unausgebildeten Körper, in so mancherley Auftritten des menschlichen Lebens, ganz unvermeidlich ausgesetzt sind.

Mit Erlernung der Tanzkunst oder der Kunst seinem Körper eine gute Haltung zu geben, ist es wie mit jeder andern. Ein anhaltender gründlicher, nicht nur oberflächlicher Unterricht und eine Uebung von mehrern Jahren ist erforderlich, es darin zu einer gewissen Festigkeit zu bringen. Ich habe Damen und Herren gesehen, die diesen Unterricht in ihrer Jugend gehörig genossen hatten und sich noch im spätesten Alter sowohl beim Tanz als in Gesellschaften mit dem grösten Anstande benahmen.

Die Menschen haben drey Mittel ihre Begriffe und Empfindungen auszudrücken: die Rede, den Ton der Stimme und die Stellung des Körpers. Die Rede behauptet mit Recht darunter den Vorzug, weil sie die Stimme der Vernunft ist, wodurch wir überzeugt und unterrichtet werden; aber die Töne der Stimme und die Stellungen des Körpers sind gleichsam das

Wörterbuch der einfältigen Natur, zu welchen wir unsere Zuflucht nehmen, wenn es der Rede am Ausdruck gebricht. Ihres großen Umfangs wegen vertreten sie oft die Stelle eines Dollmetschers; mit ihrer Hülfe können wir durch die ganze Welt kommen, und uns allen Nationen verständlich machen. Oft rühren, überreden, gewinnen sie uns, wenn alle Kunst der Beredsamkeit vergebens ihre liebliche Suade verschwendet. Und wie allmächtig sind ihre Wirkungen, wenn Musik und Tanzkunst, diese Töchter des Himmels, die in der Kindheit der Welt zur Erde herabstiegen, um das Elend der Menschheit zu lindern, sich mit ihnen verbinden! Ihrem Zauber huldigt der arme Wilde unter den kalten unfruchtbaren Kreisen der Pole, wie sein glücklicherer Bruder in den paradiesischen Gefilden der Erde, und so roh wie er ist, weiß er doch durch Tanz und Musik seine Leidenschaften und Empfindungen auszudrücken. Ueberhaupt sind Tanz und Musik sehr eng mit einander verschwistert, denn der Tanz hat sowohl

seine Solos, seine Duetts, seine Quartetts, seine Wiederhohlungen, wie ein Concert. Violine und Tänzer machen zusammen ein Concert aus; der letztere hat das Solo und die Violine nur das Accompagnement. In den ältern Zeiten war selbst die Rede mit dem Tanze verbunden und man tanzte nach einer Singstimme, wie man jetzt nach Instrumenten zu tanzen gewohnt ist.

Sollten wir es uus daher nicht angelegen seyn lassen, diese Kunst ihrer Vollkommenheit näher zu bringen, da sie eine der ältesten Künste der Welt ist und einen so großen Einfluß auf die Ausbildung des menschlichen Körpers hat? Möchte doch jeder, der sich mit dem Unterrichte in ihr befaßt, sich aus allen Kräften bestreben, der Jugend dadurch so sehr als möglich nützlich zu werden. Ein Tanzmeister, sagt ein verehrungswürdiger Gelehrter unsers Vaterlands (*), muß die jungen Leute nicht bloß

(*) Der Herr Rath Becker in der deutschen Zeitung v. J. 1789. S. 95.

Menuetten und Angloisen tanzen lehren, sondern für die ganze Ausbildung ihres äußerlichen gesitteten Anstandes und ihrer Manieren sorgen. Denn, fährt er fort, seine Kunst läßt sich eben so wissenschaftlich behandeln, als die Philologie, begreift einen ziemlichen Umfang von Kenntnissen, erfordert viel Beobachtungsgeist, ist zum Fortkommen im gesellschaftlichen Leben eben so nothwendig als zur Ausbildung des Menschen im Ganzen.

Warum haben viele Menschen gleich beym ersten Anblick etwas Widriges für uns? Ist es nicht die fehlerhafte Haltung ihres Körpers, die uns von ihnen zurückstößt? Eine verzogene Miene, eine finstre Stirn, ein satyrisches Lächeln auf den Lippen, ein gezwungenes oder plumpes Betragen, worin wir Stolz, Bosheit oder Dummheit zu lesen glauben, kann auf unser Herz einen Eindruck machen, den eine Reihe von Jahren kaum auszulöschen vermag. Und wie sehr finden wir uns oft getäuscht! Wie groß ist unser Erstaunen, wenn wir eine

solche Person näher kennen lernen, und in ihr einen Mann von dem besten edelsten Carakter, den grösten Gelehrten bewundern müssen! Es ist aber fast gewöhnlich, daß die grösten und gelehrtesten Männer sich um die Haltung des Körpers am wenigsten bekümmern. Wie viel Gutes kann ein solcher Mann bewirken, wenn er bey den Vorzügen seines Geistes die Würde des Körpers nicht vernachlässiget, sondern auch durch einen gefälligen Anstand die Gemüther für sich einzunehmen gelernt hat. Wenn in dem Volke Unruhen entstehen und schon die Fackel des Aufruhrs lodert, darf er sich nur zeigen, um die tobende Menge zu besänftigen. Auf ihn kann die Stelle des unsterblichen Dichters mit Recht angewendet werden:

Tum pietate gravem, ac meritis, si forte virum quem
Conspexere silent, arrectisque auribus astant.

Unter allen Personen, denen eine gute und richtige Haltung des Körpers zu empfehlen ist, können

können vorzüglich diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmen, wie ich schon oben bemerkt habe, sie am wenigsten entbehren; denn zu einer schönen Rede, wenn sie ihre Wirkung ganz thun soll, ist außer einer guten Declamation auch ein guter Anstand des Redners und eine richtige Gesticulation schlechterdings nothwendig. Habe ich je einen Geistlichen gesehen, der diese Erfordernisse im hohen Grade besaß, so war es La Fontaine; aber er wurde auch allgemein bedauert, da er sein Amt niederlegte.

Es ist nicht zu läugnen, daß gemeiniglich solche Personen den geistlichen Stand wählen, die in ihrer Jugend wenig oder gar keine Gelegenheit gehabt haben, durch feinen gesellschaftlichen Umgang sich gehörig auszubilden. Um eine gewisse Versorgung zu erhalten, glauben sie, sey es genug, ihren Geist mit Kenntnissen zu bereichern; daß ein öffentlicher Volksredner auch eine Würde des Körpers sich eigen machen müsse, um seinen Vorträgen mehrern Nachdruck

zu geben, fällt ihnen oft nicht einmal ein, oder sie denken, das wird sich schon geben. Der Lehrer, der sie zu ihrer künftigen Bestimmung vorbereitet, bemüht sich allenfalls, ihnen einen Begriff von einer richtigen Declamation und Gesticulation beyzubringen und so ausgerüstet treten sie nun ihre Laufbahn an. Ich will nicht einmahl erwähnen, daß man es ihnen wohl gar zum Verbrechen macht, wenn sie in eine Tanzstunde gehen, um ihrem Körper eine richtige Haltung geben zu lassen. Ist es daher ein Wunder, wenn man hernach bey dem Manne den Anstand vermißt, welchen die Erziehung dem Jünglinge mitzutheilen versäumte, und Volkslehrer selten sind, die nicht nur durch einen ausgebildeten Geist, sondern auch durch eine gute und richtige Haltung des Körpers sich ehrwürdig machen? —

Indeß der Zeitpunkt ist vielleicht nicht mehr entfernt, da man einsehen wird, daß man, um in der Welt sein Glück zu machen, sich auch um die Bildung des Körpers bekümmern müsse, daß,

um eine große Rolle zu spielen, es nicht allein hinlänglich sey, mannigfaltige Kenntnisse zu besitzen, sondern auch feine Manieren und ein edles Betragen erfordert werden, wenn man sich auszeichnen will. Der forschbegierige Geist des Jahrhunderts schreitet vorwärts; Künste und Wissenschaften nähern sich ihrer Vollkommenheit; auch die Tanzkunst wird der Genius ergreifen und auf eine höhere Stufe neben ihre jüngern Schwestern stellen, wo sie lange schon zu stehn verdiente.

Vom Geschmack.

Es sind Jahrhunderte verflossen, ehe sich der in den barbarischen Zeiten verlohrne gute Geschmack in allen Arten der Künste, Wissenschaften, Erfindungen und Schriften wieder eingefunden hat. Die Alten besaßen ihn in der größten Vollkommenheit, wiewohl sie auch nur gewisse Zeiten sich eines besondern Vorzugs rühmen konnten.

Die auf uns gekommenen Alterthümer der Griechen sind sichtbare und folglich unwidersprechliche Zeugen von dem vortreflichen Geschmack dieses berühmten Volks. Denn alle Künstler arbeiten nach dem alten Geschmack und die alten Originale bleiben uns immer die vorzüglichsten. Bleibt nicht das vor mehr als

zweytausend Jahren verfertigte Marmorbild der Venus, ein ewiges Denkmal der vollkommensten Schönheit in der Bild- und Zeichenkunst? (Es hat sich bis jetzt noch zu Florenz in der berühmten Bildergallerie befunden.) Schon viele Jahrhunderte hindurch haben die größten Künstler nach diesem so großen Meisterstücke gearbeitet, aber von einem so vortreflichen Urbilde sind sie nichts anders im Stande gewesen, als höchstens eine Abbildung hervorzubringen. So sind die meisten ihrer zurückgebliebenen Denkmäler, als Gebäude, Tempel, Münzen, Bilder und andere Kunstwerke, für uns immer von so großer Güte, als ihre Schriften, Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Weltweisen.

Der gute Geschmack erhielt sich aber nicht länger, als bis auf einige Nachfolger des großen Alexander; da war kein Appelles, kein Praxiteles und kein Aristophanes oder Demosthenes mehr zu finden; so sagt Quintilian ausdrücklich, die Malerey habe sich bis dahin nur in Flor erhalten. Da nun Griechenland unter

die römische Bothmäßigkeit gerieth; so wurden die größten Meisterstücke nach Rom geführt und so wurde zugleich der gute Geschmack den Römern zu Theil. (So wie es jetzt geschehen, daß die größten Kunstwerke von Rom nach Paris geschaft worden; daher wird der gute Geschmack in der Folge von den Künstlern in Paris gesucht werden müssen.) Schon vor Caesars und des großen Augusts Zeiten wußten sie sich den guten Geschmack eigen zu machen. Denn aus dem, was damals verfertiget wurde, leuchtete Vernunft und Nachahmung der Natur hervor. Doch nannte man jene Zeit die goldne und hieraus läßt sich sehr wohl schließen, daß in der Folge der gute Geschmack abgenommen habe, da auf das goldene das silberne, das eherne und das eiserne Zeitalter folgte. Diese Zeitabtheilung ist zwar nur von den Gelehrten in Ansehung der lateinischen Sprache gemacht worden; aber es wurden auch zugleich hiermit die vier Hauptzeiten des römischen Geschmacks angezeiget. So wurde Ovidius, der Sprache

halber, noch in das güldene, hingegen Petron schon in das silberne Zeitalter gezählet, obgleich dieser, was den Geschmack anlangte, jenem weit vorgezogen wurde. Ob man gleich in den folgenden Zeiteintheilungen hin und wieder noch einige Stücke vom guten Geschmack vorfand; so waren sie doch weit sparsamer, als in den ersten Zeiten anzutreffen. So ist uns aus den Geschichten aller wohlgesitteten Völker bekannt, daß, wenn die Sprache eines Landes am zierlichsten ausgeübt wurde, auch die Wissenschaften und Künste auf das Höchste gestiegen waren. Der Abt Dubas, in seinen vortreflichen Betrachtungen über die Dicht- und Mahlerkunst in der XIII. Abtheilung des zweyten Theils, hat ausführlich bewiesen, daß ihre Sprachkundige, ihre Redner, ihre Geschichtschreiber, Dichter, Weltweisen, Bildhauer, Maler, Baumeister und übrigen Künstler, ja sogar ihre Helden zu einer Zeit gelebt haben. Gleich nach des Kaisers Severus Tode behauptet man, daß der gute Geschmack von Jahr zu Jahr merklich abgenom-

men, und die folgende Zeit bey weiten nicht mehr so fruchtbar an vollkommenen Meistern in der Bau= Münz= Bild= Dicht= und Redekunst, als in dem güldenen Zeitalter eines Caesars und Augusts gewesen. Es ist der gute Geschmack mit dem Untergange des abendländischen Kaiserthums dergestalt verlohren gegangen, daß wir den Spuren vergeblich nachlaufen, die uns von derselben Zeit übrig geblieben sind. In der Mitte des funfzehenten Jahrhunderts gelang es den Wissenschaften erst, aus jener Finsterniß wieder hervor zu gehen; in Italien standen viele große Männer zugleich auf; durch Petrarcha wurden sowohl die Sprachen als die Künste von der Barbarey entlediget und der gute Geschmack wieder hergestellt. So machten sich es auch einige hellsehende Köpfe in unserm Deutschland zu Nutze und sonderlich in der Dicht= und Redekunst durch eine glückliche Nachahmung, welche sich auf die Natur und die geistreichen Schriften der alten Griechen und Römer gründete, und halfen dadurch dem guten Geschmack

wieder auf. Bekanntermaßen ist der Geschmack einer von den fünf Sinnen, welcher, vermittelst seines eignen Werkzeugs, der Zunge, entscheidet, ob dasjenige, was wir genießen, gut oder übelschmeckend sey. Dieses Wort hat man nachher in einem andern Sinn, nehmlich für innere Empfindung, Kenntniß, Neigung, Wahl und Beurtheilung genommen, welche unser Verstand in vielen Dingen von sich blicken läßt. Die Deutschen sind die letzten gewesen, welche dieses Wort, Geschmack, in einem so weitläuftigen Verstande einzuführen suchten. Es ist kaum ein Jahrhundert, daß einer der berühmtesten Männer in seiner Abhandlung von Nachahmung der Franzosen zuerst von dem guten Geschmacke etwas gesagt, doch wagte er damals noch nicht das Wort Goût Deutsch zu geben, dieses geschah gewiß aus Vorurtheil, als ob der Franzosen ihr Goût und der Spanier Gusto besser klinge. So wird eine neu eingeführte Redensart durch den Gebrauch eben so leicht gangbar, als eine neugeprägte Münze; beyde

erlangen in dem Lande, wo sie gelten sollen, in kurzer Zeit denjenigen Werth, auf welchen sie anfänglich gesetzt worden.

Der Geschmack ist eine Art des Gefühls und daher jedem von den fünf Sinnen gemein; denn alles, was die innerliche Empfindung mit dem Geschmack gemein hat, findet sich auch bey den Sinnen des Gesichts, Gehörs und Geruchs. Der Ausdruck Geschmack ist wohl aus keiner andern Ursache entstanden, als weil unter allen andern Sinnen der Geschmack der körperlichste und begreiflichste ist. Der gute Geschmack erfordert innerliche Empfindung des Verstandes, denn den Eindruck, den etwas auf die Empfindung macht, erweckt die richtige Einbildungs- und Beurtheilungskraft. So läßt sich der Geschmack finden in Hinsicht der Musik, Rede, u. s. w. des Gesichts (welches nun wohl das ausgebreiteste ist) in Hinsicht der Kleidertracht, der Mode, der Gemälde, aller Künste. Dieses hat den grösten Vorzug in Hinsicht der Beurtheilung; mit diesem vereinigt sich nun das Gefühl,

welches alles Gute, Widrige und Unnatürliche empfindet; denn an allem, was das Auge nur übersehen kann, nimmt auch das Gefühl Theil. Unsere Seele ist mit so mancherley Kräften, mit dem Verstande, mit dem Willen und mit äußerlichen und innerlichen Sinnen begabt. Sie kann fühlen, sehen, hören, verstehen u. s. w. Sie kann sich durch das Gedächtniß, durch Befriedigung des Gesichts und des Gehörs, durch jede andre Empfindung erquicken. Der allgemeine gute Geschmack ist eine aus gesundem Witz und scharfer Beurtheilungskraft erzeugte Fertigkeit des Verstandes, das Wahre, Gute und Schöne richtig zu empfinden, wodurch im Willen eine gründliche Wahl und in der Ausübung eine geschickte Anwendung erfolget. So erstreckt sich der Geschmack über alles und ist allen Völkern gemein, wie die menschliche Vernunft, ob er gleich an manchem Orte, mehr oder weniger früh oder spät, ausgeübt wird. Der Geschmack entscheidet durch eine fertige Empfindung wie die Vernunft durch eine vorgenommene Unter-

suchung, sowohl in der Zeichen= Bildhauer= Mahler und Baukunst, in allem, was nur den Moden oder der Veränderung unterworfen ist. Nichts kann hierauf mehr wirken als die Erziehung, der Umgang, die Gewohnheit giebt uns alsdenn täglich Gelegenheit, ohne daß wir es gewahr werden, unsere natürliche Empfindung zu verbessern. Es giebt Menschen, sagt jener Weltweise, von einer so glücklich natürlichen Fähigkeit, wo die Werkzeuge der Sinne und der Einbildungskraft so stark sind, daß ihnen nichts hochachtungswerth scheint, was nicht diesen Namen verdient und nicht eine wirkliche Schönheit in sich hat. Geschmack nennt man es, wenn die Seele auf den ersten Eindruck eines Gegenstandes, durch eine natürliche oder verbesserte aber doch fertige Empfindung urtheilet. Hingegen heißt man das Urtheil, wenn die Seele nach vorhergeschehener Verknüpfung oder Trennung verschiedener Begriffe durch Beweisgründe schließt. Menschen, welche mehr gesunde Vernunft als Wissenschaft besitzen, urtheilen durch die Empfin=

dung, und Menschen, die die Wissenschaft mit der gesunden Vernunft vereinigen, urtheilen durch Beweisschlüsse. Der Geschmack schließt allemal eine Beurtheilung, aber das Urtheil nicht nothwendig den Geschmack in sich ein. So bestehet der gute Geschmack aus einer fertigen und das Urtheil aus einer bedachtsamen Untersuchung. Im sittlichen Leben heißt der gute Geschmack eine durch die Vernunft geübte Empfindung, das wahre Schöne zu erkennen und das Edelste und Beste oder Schönste zu erwählen.

Der Geschmack herrscht von der ersten Kunst bis zum geringsten Handwerk. So zeigt er sich besonders in den Moden sie gut zu wählen, im Gange, in der menschlichen Stellung und Geberden; in der Anordnung eines Festes, eines Balls, eines Schauspiels, einer Schlittenfahrt; in der Anlegung eines Gartens, eines Baues, dem Arrangement eines Zimmers, der Anordnung einer Tafel, der Wahl guter und nützlicher Bücher, Pferde, Kutschen, Waffen u. d. m. Man erblickt ihn bey der Wahl eines Bandes, einer Squizze,

der Farbe eines Tuchs und der Art sich zu kleiden; er erstreckt sich sogar bis auf die Eitelkeit und Ueppigkeit. Im letztgedachten waren bey den Griechen Anacreon und bey den Römern Petron besonders im Rufe. Der gute Geschmack ist mehr eine Wirkung des Verstandes, als ein Trieb des Herzens; denn er erkennet und beurtheilet das Nützlichste, Wesentlichste und Vollkommenste bey jeder Kunst und Wissenschaft; er wählt das Schöne, Meisterhafte, Edelste und Feinste. Es giebt einen natürlich geübten, feinen, richtigen, leichten, sittsamen, edlen, regelmäßigen, ungezwungenen, männlichen und erhabenen Geschmack; und umgekehrt einen schlechten, unnatürlichen, schwülstigen, verderbten, gemeinen, ausschweifenden, gezwungenen, kindischen und pöbelhaften Geschmack. Und so ist der Geschmack verschieden in den Welttheilen, Ländern, Völkern, Lehren, Wissenschaften, Künsten, Sitten und Gebräuchen. Empfindung ist uns allen zwar angeboren, aber richtig zu empfinden — diese Kenntniß müssen wir uns erst durch

die Erfahrung erwerben. Unsere Seelen sind mit einer großen Verschiedenheit des Geschmacks und Verstandes erschaffen; sie ist eine der vornehmsten Vollkommenheiten in der Natur; der Nutzen zeigt sich sowohl in Abwechselung der Hervorbringung in Kunstwerken, als in der Erhaltung des gesellschaftlichen Lebens. Denn wenn ein jeder ein großer Herr, ein Gelehrter, ein Hofmann, und Keiner ein Kaufmann, Handwerker oder Landmann seyn wollte; wie würde es um unsere Felder stehen? Wie würde der Handel und Wandel unterhalten und alles dieses beschützt werden? Wo blieb in einem Staate das große Glück einen Richter zu haben, der uns das Recht leicht und im hellsten Lichte darstellt, wenn ein jeder schalten und walten wollte nach seinem Gutdünken? Alle Regeln der Kunst sind nicht nur ersonnen, sondern aus der Eigenschaft der Dinge und ihren Wirkungen hergenommen, aus der Natur entlehnt und durch die Erfahrung uns mitgetheilt, mit Vernunft untersucht und durch allgemeinen Beyfall der Kenner be-

stätiget. Wer von einem guten und feinen Geschmack unterrichtet seyn will, der muß Gelegenheit suchen durch die Erfahrung die Regeln sich eigen zu machen; dieses geschiehet sowohl durch Reisen, als Besuchung großer Tafeln, großer und guter Gesellschaften. Hier muß sein Geschmack unter Umgang von Kennern verbessert werden. Denn, wie oft geschiehet es, daß wir, ehe wir uns richtige Begriffe erwerben, uns unserer vorigen Meinung schämen? Unsere Vernunft mit Erfahrung verknüpft lehrt uns in Dingen des Geschmacks richtig zu wählen: z. B. sich anständig zu kleiden; im Reden sich zierlicher auszudrücken; gefällig und manierlich zu handeln u. d. gl. — Ein schlechter Geschmack rührt wohl von nichts anderm als von einer unrichtigen Wirkung und übeln Beschaffenheit der Seele her. Die glücklichste Neigung in der Welt ist um sich bilden zu wollen, daß man suche auf alle Art zu gefallen, nur muß es aus einem guten Herzen und mit einem richtigen Ehrgefühl verbunden seyn. Dann wird man gewiß ein gu-

tes Betragen, ein feines Gespräch, Wendung, Manier, Anstand und in Kleidung den nachahmen, der allgemein gefällt und dafür bekannt ist. Und diese Wendungen im Gespräch bey Unterhaltungen, lassen sich wohl nicht leichter zu eigen machen, als in Gesellschaften vom zweyten Geschlechte, wie schon oben gedacht worden ist; diese suchen uns auf eine so subtile Art zu belehren, daß es uns lange nicht so auffällt, als wenn wir uns von unsers Gleichen belehren lassen sollen; denn Ehrgeitz und Eitelkeit in dieser Art beleidigen niemand und sind gewiß allemal die Quellen von tausend guten Handlungen.

Was man in aller Hinsicht Welt nennt, wird niemanden angeboren, er muß es durch Erfahrung und im Umgang mit verfeinerten Menschen suchen sich eigen zu machen. Welt haben, ist meines Erachtens so viel, als geschickt und auf die einnehmendste Art in jeder Gesellschaft sein Betragen so einzurichten wissen, daß man überall damit gefalle. Denn ohne Welt zu haben sind die besten Talente unwirksam, und nur

durch gute Eigenschaften eines guten Herzens und gebildete Geistes-Fähigkeiten kann man sich beliebt machen. Ein Mensch ohne Welt weiß niemals von den Verschiedenheiten des Geschmacks, oder Gebräuchen, Gewohnheiten, Vorurtheilen u. d. gl.

Ein Mann von Welt ist einem Mahler sehr ähnlich, er kennt die Abänderungen, Gradationen und Wirkungen, welche die mannichfaltige Mischung hervorbringt. Man trift wenig Menschen von einfacher Farbe, es bleibt immer eine Mischung mit andern versetzt. Bey jeder andern Lage verändert sich der Mensch; er ist stets den Farben eines Regenbogens ähnlich, in welchem die Sonne bald diese, bald jene Schattirungen hervorbringt. Die Kenntniß dieser Farbenmischung kann durch nichts anders als durch Erfahrung und Beobachtung erworben werden und so ist einem jeden, der Weltkenntniß und guten Geschmack sich zu verschaffen sucht, zu rathen, das Betragen, Sitten und Kunstgriffe derjenigen zu beobachten und nachzuahmen, die dafür be-

kannt sind und bey jedermann in dem Credit stehen, daß sie Welt und guten Geschmack haben.

Regeln des Wohlstandes und der Lebensweisheit.

Da dieses Buch größtentheils für junge Leute von mir geschrieben worden ist; so habe ich es für zweckmäßig gehalten, einige Regeln des Wohlstandes und der Lebensweisheit hier beyzufügen, welche derjenige nicht aus den Augen sezzen darf, der auf den Ruhm eines ausgebildeten Mannes in der Welt Anspruch machen will. Man könnte mir vielleicht einwenden, daß diese Regeln schon allgemein bekannt sind. Für diejenigen, welche in ihrer Jugend Gelegenheit gehabt haben, sie sich durch den Umgang mit gebildeten Personen eigen zu machen, mögen sie

überflüssig seyn; ich habe aber so sehr viele dagegen sündigen sehen, welchen das Glück in gebildeten Zirkeln aufzuwachsen nicht zu Theil ward, oder die aus übel angebrachtem Leichtsinn sich über sie hinweg setzten, daß ich den Gedanken, sie hier zu empfehlen, unmöglich aufgeben konnte.

Vor allen Dingen sey reinlich; halte auf weiße Wäsche und ordentliche Kleidung. Man muß nie ausgehen ohne sich gewaschen und den Mund gereinigt zu haben; denn nichts ist abscheulicher, als ein schmutziger Mensch. Jedermann fliehet ihn und er wird von Niemanden geachtet. Es giebt zwar viele, die mit Vorsicht in schlechter Kleidung und schmutzig einhergehen, um für große Geister zu gelten, welche mit wichtigern Dingen sich zu beschäftigen haben, als um Wäsche und Kleider sich zu bekümmern; ich bin aber überzeugt, daß man einen wirklich großen Mann, dem man solche Nachlässigkeiten seiner Gelehrsamkeit wegen allenfalls zu verzeihen geneigt ist,

noch weit höher schätzen würde, wenn er reinlich und ordentlich sich hielt und kleidete.

Zu einer Art von Reinlichkeit gehört auch, wenn du in einem Zimmer bist, daß du es nicht durch deinen Auswurf beschmutzest, sonst machst du dir die Frau vom Hause, wenn sie auf Reinlichkeit hält, unfehlbar zur Feindin und wirst für einen übelerzogenen Menschen angesehen. Ist kein Spucknapf vorhanden, oder ist er dir zu weit entfernt; so bediene dich deines Schnupftuchs. Ueberhaupt gewöhne dich auf immer daran; so wirst du auch nie durch einen solchen Fehler dich in Verlegenheit gesetzt sehen.

Suche immer in guter Gesellschaft zu seyn. Hierdurch wird dir der gute Ton zur Gewohnheit werden und das scheue ängstliche Wesen von selbst sich verlieren. Viele Tugenden entstehen aus dem Umgange mit guter Gesellschaft; z. B. Bescheidenheit, Artigkeit, Gefälligkeit, Achtung für sich und andere. Sie ist die hohe Schule feiner Sitten und Manieren. Es kann jemand noch so gelehrt seyn und das vortreflich-

ste Herz besitzen; in der großen Welt wird er eine unbedeutende Figur machen, wenn er nicht in guter Gesellschaft sich abgeschliffen hat. Wer hingegen von Jugend auf in guter Gesellschaft gewesen ist, der wird sich gewiß durch seinen äußern Anstand, durch sein großmüthiges, gefälliges und zuvorkommendes Betragen bey jeder Gelegenheit auszeichnen. Einen ganz vorzüglichen Einfluß auf die Bildung hat ein guter Umgang mit dem zweyten Geschlecht, welches auch schon oben gedacht worden, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, weil man da sich immer bemüht die beste Außenseite vorzukehren, mithin sich am ersten gewöhnt auf sich selbst Acht zu geben.

Bist du in einem fremden Hause in Gesellschaft; so forsche erst was für ein Ton in diesem Hause herrscht und hiernach richte dein Benehmen ein. Der Beobachter gewinnt mehr als der unnütze Schwätzer; dieser verliert bey jedermann, wenn jener ganz in der Stille Kenntnisse sammelt. Sey daher ja nicht laut und vorei-

lig. Es giebt viele Menschen, die sich selbst gerne sprechen hören und diese machen sich gewöhnlich lächerlich.

Hüte dich an irgend Jemand eine Frage zu thun, wodurch du dich verantwortlich machen könntest, wenn du nicht die Verhältnisse der Anwesenden genau kennst. Denn der, den du gefraget hast, kann ein Verwandter oder sonst ein guter Freund von demjenigen seyn, den deine Frage betrift und du läufst Gefahr auf der Stelle von ihm zur Verantwortung gezogen zu werden. Ich weiß dergleichen Fälle genug, da sich Personen durch eine unbesonnene Frage an Jemanden, den sie nicht genau kannten, einer großen Verlegenheit aussetzten und es für ein Glück schätzen mußten, daß der Gefragte vernünftiger war als der Frager. Dieselbe Vorsicht hast du bey deinen Antworten zu beobachten, wenn du von Jemanden über die Verhältnisse und die Lage irgend einer Person gefraget wirst. Sprich überhaupt von Niemanden nachtheilig, denn wie oft hat es sich schon getroffen, daß der Väter-

Bruder oder sonst ein Freund der Person, von der man nachtheilig gesprochen hat, zugegen gewesen ist, welche ihre Parthie genommen und sich beleidiget gefunden haben.

Erzählst du etwas in Gesellschaft von den Fehlern eines Andern; so gebrauche die Behutsamkeit, daß du ihn nicht nennst. Frage auch niemanden, der in einem Dienste steht, wie viel er Gehalt hat, oder einen der etwas gekauft hat, was es kostet. In beyden Fällen wirst du die Wahrheit selten erfahren und es ist überhaupt schon wider alle Klugheit, solche Fragen an Jemanden zu thun.

Rede in einer Gesellschaft keine fremde Sprache, wenn du vielleicht deinem Freunde etwas wichtiges mitzutheilen hast. Es ist nicht nur wider den Wohlstand, weil du den übrigen anwesenden Personen dadurch gleichsam in das Angesicht sagst, daß du ihnen die Kenntniß dieser Sprache nicht zutraust; sondern auch unweise, weil man jetzt überall Menschen antrift, die fünf, sechs und mehrere Sprachen verstehen, und

du dasjenige, was weiter niemand als dein Freund wissen sollte, offentlich Preis giebst. Ist dir die Gesellschaft fremd, in der du dich befindest; so kannst du ohne Bedenken über Sachen, die nicht Jedermann bekannt werden sollen, heimlich mit ihm sprechen; unter Bekannten schickt sich aber eins so wenig als das andere.

Wenn du in einer Gesellschaft stehest, oder dich setzest; so siehe wohl zu, daß du Niemanden den Rücken zukehrst, oder in den Weg trittst. Tritt auch Niemanden auf den Fuß und stoße Niemanden. Hast du ja einen Fehler der Art begangen; so ist es deine Schuldigkeit um Verzeihung zu bitten.

Sitze anständig wenn du sitzest Fig. 6. Eine unnatürliche Stellung wenn man sitzet, beleidiget den Wohlstand nicht minder, als jedes andere ungeschickte Benehmen und man sieht hier recht gut, wie der Gebildete, dem der äußere Anstand zur zweyten Natur geworden ist, von dem Ungebildeten sich unterscheidet.

Suche dich anständig zu betragen, wenn du bey Jemanden zu Tische bist, denn du giebst dadurch gleich zu erkennen, ob du Erziehung gehabt hast.

Laß erst die Vornehmsten ihre Stellen an der Tafel einnehmen, ehe du dich selbst setzest.

Sitze gerade, ohne steif zu seyn; (Tab. I. Fig. I.) und lehne dich nicht zurück an den Stuhl, oder schaukle gar mit demselben, viel weniger lege dich mit beyden Ellbogen auf den Tisch; halte auch die Ellbogen nicht von dem Leibe ab, du wirst sonst deinem Nachbar beschwerlich fallen. Sey mäßig im Essen und Trinken, sonst urtheilet man mit Recht, du habest selten an einer solchen Tafel gespeist.

Wenn ein Gericht dir nicht behagt und du kannst mehrere erwarten; so zwinge dich nicht davon zu essen; du kannst es vorbey gehen lassen, darauf wird unter Personen von gutem Ton nicht geachtet.

Ist keine Bedienung bey Tisch und ein Gast reicht dem andern den Teller; so laß ihn dei-

nen Nachbar, welcher ihn dir präsentirt, nicht halten, wenn du nicht für einen ungesitteten Menschen angesehen seyn willst, denn es würde lassen, als ob es dein Bedienter wäre. Etwas anders ist es, wenn das ein Herr gegen seine Dame aus Galanterie thut.

Brauche Messer, Gabel und Löffel mit Anstand. Die Gabel darf nicht aus der linken Hand kommen wenn du issest (Tab. 1. Fig. 1.) und Messer und Gabel muß immer auf dem Teller liegen, damit du weder das Tischtuch noch deine Serviette beschmutzest. Hast du von einem Gerichte gegessen; so wische die Gabel an deinem Brode ab, ziehe das Messer ebenfalls hindurch und lege Gabel und Messer übers Kreutz neben deinen Teller hin, wenn NB. keine Maschine da ist, worauf du sie legen kannst.

Die Serviette hast du in der Art zu brauchen, daß du einen Zipfel davon entweder in den Halskragen steckst oder durch ein Knopfloch ziehest; du kannst sie aber auch wie es jetzt die Mode ist, auf den Schooß legen. Ersteres scheint

indessen allerdings zweckmäßiger zu seyn, weil die Ursache, warum du eine Serviette vorsteckst, darin besteht, daß du deine Kleider nicht beflekken willst.

Suche immer den Mund zuzuhalten, wenn du issest und schwatze nicht mit den Lippen, denn das ist höchst unanständig.

Des Zahnstochers kannst du dich bedienen, ohne die Serviette vor den Mund zu halten oder dich umzudrehen, welches affektirt läßt. Du darfst nur die Lippen schließen, wenn du dir die Zähne stocherst und du wirst den Wohlstand nicht verletzen; denn die Zähne und den Mund rein zu halten ist für den Menschen ein wahres Bedürfniß.

Gesundheiten trinken ist bey Tische nicht mehr Mode, ausgenommen solche, die zum Scherz ausgebracht werden.

Biete Niemanden dein Glas oder ein ander Trinkgefäß an, um ihn daraus trinken zu lassen; es ist erstens wider den Wohlstand und zweytens wider die Klugheit. Du riskirst den-

jenigen, dem du es anbietest, in eine Verlegenheit zu bringen, denn er kann ja nicht wissen ob du gesund bist. Eben so wenig weißt du, ob nicht er vielleicht mit einer ansteckenden Krankheit beladen ist, in welchem Falle du selbst dich einer großen Gefahr aussetzen würdest.

Wenn du Jemanden etwas Spitziges überreichst, es sey Messer, Gabel oder sonst etwas, womit man sich verletzen kann; so überreiche es nicht nur dem Wohlstande gemäß auf einem Teller, sondern gebrauche auch die Vorsicht, wenn du es ohne Teller giebst, es umgekehrt zu überreichen; denn die Person, der du es giebst, kann im Gespräch begriffen oder in Gedanken seyn und verhindert werden sich umzusehen, daher gar leicht sich einen Schaden zufügen.

Ueberhaupt kann man in solchen Fällen nicht behutsam genug seyn, auch erheischt dieß schon die Artigkeit und setzt eine Attention voraus, welche selbst den Vornehmsten dahin disponiren wird, bey einer andern Gelegenheit sich gegen dich wieder attent zu bezeigen. Solche Klei-

nigkeiten haben oft in der großen Welt sehr wichtige und angenehme Folgen.

Kommen bey Tische seltene Speisen vor, die du noch nicht gegessen hast, z. B. Artischocken *) u. d. gl. und du weißt nicht wie sie gegessen werden; so siehe erst zu, wenn du den ersten Teller bekommen hast, wie sie andere Personen essen, du möchtest sonst ausgelacht werden. Dieser Verlegenheit wirst du dich nie aussetzen, wenn du bey jedem Gerichte wartest, bis erst die andern davon essen, und man wird dir dieß noch als eine Bescheidenheit anrechnen.

Bey dem Nachtische brauchest du nicht zu allem, was du nimmst, dich der Gabel zu bedienen; das läßt affektirt. Alles was trocken ist,

(*) Will man die Artischocken recht zierlich essen; so nimmt man Blatt für Blatt mit dem Daumen und Zeigefinger ab und saugt das Untere davon, wenn man es zuvor in die darzu bereitete Brühe getaucht hat, rein aus, legt das Blatt auf den Rand des Tellers und fährt so fort bis man endlich auf den Boden kommt; diesen zerschneidet man und ißt ihn Stück für Stück.

zum Beyspiel Obst, Kuchen, Confituren und dergleichen, kannst du ohne Bedenken mit den Fingern nehmen; es ist nicht wider den Wohlstand, du magst dich an einer Tafel befinden, an welcher du willst.

Die Serviette überlaß der Bedienung zusammenzulegen, denn du würdest sie doch nicht recht zusammenlegen.

Wenn man vom Tisch aufgestanden ist; so hast du ein Compliment der ganzen Gesellschaft zu machen; dann wendest du dich an den Herrn oder die Dame von Hause zuerst und hier kommt es nun darauf an, in welchen Verhältnissen du dich befindest, ob du der letztern die Hand küssen, oder dem erstern mit einem Kusse eine gesegnete Mahlzeit wünschen darfst. Hierin sey ja nicht voreilig. Laß ihn dir lieber entgegen kommen, denn der, der dich wirklich achtet, wird dich von selbst aufsuchen und deiner Bescheidenheit wegen nur noch höher schätzen. Hierauf kommt die Reihe an die Uebrigen von der Ge-

sellschaft, welchen du auf gleiche Weise eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen hast.

Befindest du dich in einer Auberge und speisest an einer öffentlichen Tafel, so fallen zwar alle Ceremonien hinweg; du hast dich aber hier weit mehr in Acht zu nehmen und größere Vorsicht zu gebrauchen, als in einem Privathause. Hier mußt du erst deinen Nachbar sondiren, ehe du dich in ein Gespräch mit ihm einlässest, damit du nicht Gefahr läufst, eine zweydeutige Antwort zu erhalten, wodurch du lächerlich wirst. Laß dir ja nicht einfallen zu fragen, mit wem du speisest, denn du mußt immer voraussetzen, daß in einem Gasthofe Menschen sich befinden, die nicht allemal erkannt seyn wollen. Es können Personen da seyn, die ihre Ursachen haben, nicht wissen zu lassen, daß sie da sind. Auch ist es überhaupt wider alle Lebensart immer wissen zu wollen, wer dieser oder jener ist, und es verräth eine kleinstädtische Neugierde.

Eine öffentliche Tafel ist nicht anders zu betrachten als wie eine Redoute. Du siehst

hier

hier nichts als fremde Gesichter und der Fürst sitzt vielleicht in einem einfachen Rocke neben dir. Es ist also besser, daß du gar nicht weißt, wer der oder jener ist mit dem du speisest, du bist desto weniger schenirt.

Machst du einmal selbst ein Haus aus und hast Fremde an deinem Tische; so laß den vornehmsten Gast die linke Seite neben dir, den vornehmsten aber nach diesem die rechte am Tische einnehmen und so weisest du, wenn mehrere Fremde da sind, einem rechts dem andern links seinen Platz an.

Nach dieser Ordnung reichst du auch dem Gaste zur linken Seite zuerst den Teller und fährst damit fort, wie du deine Gäste gesetzt hast. Sind aber mehrere Bediente zugegen; so geht gleich einer auf dieser und der andere auf jener Seite mit dem Teller hinunter. Leider müssen wir uns einmal von der Mode tirannisiren lassen und es würde mancher sich beleidiget finden, wenn du diese Kleinigkeiten nicht beobachtetest.

Befindest du dich in einem Zimmer, wo Kostbarkeiten sind; so hast du zwar das Ansehen frey, hüte dich aber etwas anzurühren oder gar in die Hände zu nehmen, wenn es zumal zerbrechlich ist. Denn läßt du es fallen und es zerbricht; so ist der Verlust oft unersetzlich. Es kann ein Andenken oder ein Erbstück seyn und in beyden Fällen ist der Werth für den Besitzer nicht zu schätzen. Erlaubte man dir aber auch, es wieder zu ersetzen; so bleibst du doch immer beschämt und hast dir eine Verlegenheit ohne Noth zugezogen.

Bist du Freund von einem Hause; so hüte dich wohl dich in die innern Angelegenheiten desselben zu mischen, denn das hat nicht immer die besten Folgen, am wenigsten in großen Häusern. Du mußt sehen und nicht sehen, hören und nicht hören. Rede nicht mehr als du verantworten kannst, wenn von der Herrschaft oder andern Häusern gesprochen wird, denn man schließt aus deinem Betragen auf dich weiter. Hörst du etwas von der Dienerschaft; so

laß dir nicht einfallen, es der Herrschaft zu hinterbringen; dieses giebt oft Anlaß zu großem Verdrusse und du verliehrst am meisten dabey. Es wäre denn, daß es dem Hause, von dem du viel Gutes genossen hast, nachtheilig werden könnte; dann würde es Pflicht für dich seyn, deinem Wohlthäter Nachricht davon zu geben. Außerdem geht es dich nichts an und du hast keine Verantwortung.

Beleidige keinen, auch nicht den geringsten der Dienerschaft. Können sie dir nichts helfen; so können sie dir schaden; denn auch ein Diener hat nicht selten Gelegenheit seinem Herrn etwas zu sagen, das dir nützlich oder schädlich seyn kann; es mag nun wahr seyn oder nicht und ein alter Diener gilt oft in einem Hause sehr viel. Wähle daher immer den geraden Weg; sey weder Verräther noch Schmeichler und du wirst gewiß von allen Seiten geschätzt und geliebt werden.

Suche nicht immer, wenn du mit Jemanden sprichst, das letzte Wort zu haben, beson-

ders wenn er von höherem Stande ist als du selbst; man macht sich dadurch nur verhaßt. Auch mußt du nicht immer Recht haben wollen. Laß demjenigen Recht, welcher glaubt, daß er Recht hat, wenn es dir weiter nichts schadet, es wird oft zu deinem Vortheil gereichen. Ueberhaupt ist es eine offenbare Beleidigung und wider alle Lebensart, in einer Gesellschaft Jemanden immer zu widersprechen. Es ist gleichsam, als ob du ihn einer Lüge beschuldigen wolltest. Uebergehe daher Manches mit Stillschweigen und sey versichert, du gewinnst auf alle Fälle mehr dabey; man wird dich deswegen für keinen Schmeichler halten. Rede auch nicht so außerordentlich laut, wenn du sprichst, denn das ist so unsittlich wie das affektirte laute Lachen, weil es scheint als ob du dich selbst gerne hörest. Mache keine Grimassen darzu oder zu viel Bewegung mit den Händen, dieses alles wirst du an einem Mann von gutem Ton nicht wahrnehmen.

Begegne Jedermann artig und gefällig; sey zuvorkommend; verlange nichts von Jemanden, ohne vorher darum gebeten zu haben. Durch diese zuvorkommende Höflichkeit nimmst du die Person, von der du etwas verlangst, schon für dich ein und du wirst selten eine Fehlbitte thun. Ein gutes Wort, pflegt man im gemeinen Leben zu sagen, findet eine gute Statt; und derjenige, der höflich von dir um etwas gebeten wird, schlägt gewiß deine Bitte nicht ab, sie müßte denn offenbar ihm zum Schaden gereichen, oder er ein Mensch ohne alles Gefühl seyn.

Wenn du Jemanden etwas überreichst, oder auch dir etwas überreicht wird; so übergieb und übernimm es nie ohne eine Verbeugung.

Unterbrich Niemanden im Gespräch, wenn du die dritte Person bist, sondern laß die Person erst ausreden, wenn du etwas darein zu sprechen hast, sonst hält man dich für einen unbescheidenen und unhöflichen Menschen. Hast

du aber ja diesen Fehler aus Uebereilung begangen; so bitte sogleich um Verzeihung.

Schäme dich nicht, in einer Gesellschaft die Nase zu schnauben, vielweniger drehe dich um, wenn du es thust, wie Manche gewohnt sind, wenn du nur ein reinliches Schnupftuch hast. Es wird allemal anständiger seyn, daß du dich, gerade wie du stehest, schnaubest, als daß du dem, mit dem du vielleicht sprichst, den Rücken zukehrst. Bedürfnisse aller Art, die wir, als Menschen betrachtet, gemein haben, sind uns nicht zur Schande, wenn wir uns ihrer auf eine anständige Art entledigen.

Wenn in einer Gesellschaft von einer Begebenheit die Rede ist und du Personen herrechnest, die dabey zugegen gewesen sind; so siehe dich vor, daß du dich nicht zuerst nennst. Zum Beyspiel: erst war da, Ich, hernach der und so weiter. Von einem Manne von gutem Ton und Erziehung wird erwartet, daß er allemal die andern erst und sich dann zuletzt nennt. Denn sind die Personen, von welchen du sprichst, hö-

hern Standes als du; so erfordert es schon der Wohlstand, daß du sie voraus gehen lässest, sind sie aber im Range dir gleich, oder wohl noch geringer als du; so wird man es dir als eine Bescheidenheit oder Herablassung anrechnen; wobey du gewiß nichts verlierst. Kommst du zu einem Freunde auf sein Zimmer und er ist im Schreiben begriffen, oder es liegen geschriebene Sachen im Zimmer umher; so siehe nicht etwa hin, was er schreibt, oder blättere in den Papieren; Beydes ist unmanierlich. Der Inhalt dieser Schriften kann von Wichtigkeit und so beschaffen seyn, daß dein Freund ihn dir nicht offenbaren darf; du mußt dir also gefallen lassen, daß er das, was er schreibt, bedeckt und aufsteht, ja vielleicht auf eine empfindliche Weise dir zu erkennen giebt, daß du nicht in seinen Papieren herum stören möchtest und dann bist du beschämt.

Wenn Jemand genöthiget wird, dich auf seinem Zimmer allein zu lassen und er verschließt seinen Schreibeschrank oder andre offene

Behältnisse; so laß dich das nicht verdrüßen und glaube, daß er dir nicht traue. Schreibe es vielmehr seiner Ordnung zu, seiner Sorgfalt für dich. Vielleicht will er dich dadurch sicher stellen; denn es könnte ja schon vorher Jemand allein in dem Zimmer gewesen seyn und von dem Vertrauen des Besitzers einen übeln Gebrauch gemacht haben. Wie oft hat nicht schon der ehrlichste Mann auf diese Weise den kränkendsten Verdacht erdulten müssen, ohne selbst es zu erfahren und sich vertheidigen zu können, bis ein Ungefähr seine Unschuld an den Tag gebracht.

Bist du bey Jemanden zum Besuch und es kommt ein dritter; so stehe auf von deinem Sitze und setze dich nicht wieder nieder, bis man es dir wieder anbietet. Laß auch, wenn du mit einer Person auf ein Canapee dich setzest, ihr die rechte Seite; denn ist sie mehr als du; so erfordert dieses schon der Wohlstand; ist sie weniger, so gereicht dir deine Bescheidenheit zur Ehre.

Nimmst du von Jemanden Abschied; so sey nicht voreilig ihn zu küssen, besonders wenn er höhern Standes ist als du. Sein Stolz könnte sich dadurch für beleidiget halten und deine Zudringlichkeit dich verächtlich machen. Laß ihn dir hierin zuvorkommen; so hast du das nicht zu befürchten.

Willst du aus einer Gesellschaft weg gehen und es ist nicht Convention, daß du dich laut empfehlen mußt; so gehe ganz in der Stille fort um nicht das Unangenehme zu empfinden, daß diejenigen, die in der Unterhaltung oder im Spiel begriffen sind, auf deinen Abschied gar nicht achten.

Fertige Niemanden, der etwas bey dir zu suchen hat, gleich an der Thüre ab, er sey mehr oder weniger als du. Das ist eine Unhöflichkeit, die weder Zerstreuung noch Vergeßlichkeit entschuldiget und man macht sich oft Feinde, wenn man sich über solche Kleinigkeiten hinwegsetzt.

Hat dich Jemand besucht und geht wieder von dir; so begleite ihn so weit es immer seyn kann, zumal wenn du ihm nichts zu befehlen hast. Du vergiebst dir dadurch nichts von deiner Würde. Herablassung entehrt keinen Stand und je höher die Stufe ist, auf die dich das Glück hingestellt hat, desto mehr Liebe wirst du dir dadurch erwerben, ohne daß es dir etwas weiter kostet.

Wenn dich Jemand in deinem Hause allein zu sprechen verlangt; so erlaube nicht, daß eine dritte Person im Zimmer bleibe. Auch der geringste Mensch kann mit Recht verlangen, daß dasjenige, was er dir zu sagen hat, nicht ein Andrer höre, und hätte er das gewollt; so würde er dich nicht allein zu sprechen verlangt haben. Ueberdieß kann es ja eine Sache von Wichtigkeit seyn, wobey sehr viel darauf ankommt, daß sie nicht ausgeplaudert werde. Würde es dir wohl gleichgültig seyn, wenn du einem Andern ein geheimes Anliegen entdecken

wolltest und er erwartete dieß in Beysein eines oder mehrerer Zeugen?

Lässest du dich bey einer Person durch deinen Diener empfehlen; so präge ihm wohl ein, daß er dich nicht zuerst nenne, sondern die Person, der du dich empfehlen läßt. z. B. Herrn N. laß ich mich gehorsamst empfehlen, u. s. w.

Eben so hast du auch zu beobachten, wenn du an Jemanden schreibst, daß du nicht gleich am Anfange des Briefs von deiner Wenigkeit zuerst sprichst und mit demienigen, wovon du ihn eigentlich unterhalten willst, hinterdrein kommst.

Legst du bey Jemanden einen Besuch ab; so empfiehl nicht gleich beym Eintritte die Deinigen, sondern warte bis man sich nach ihnen erkundiget, denn wenn der Person, bey der du dich befindest, an deinen Verwandten etwas gelegen ist, so wird sie schon nach ihnen fragen.

Sprichst du mit einem der höher ist als du und der behält seinen Hut ab; so glaube nicht, daß es um deinetwillen geschiehet und bitte ihn etwa, denselben aufzusetzen, sonst machst du dich

lächerlich. Du würdest dein Haupt nicht bedekken dürfen, wenn er seinen Hut auch wirklich aufsetzte und hierin liegt schon, daß du ihn nicht nöthigen kannst dieses zu thun. Friedrich der 2te besah einst das Waisenhaus zu Halle; der Herr, der ihn herumführte, glaubte, da der König seinen Hut abbehielt, es geschehe um seinetwillen und sagte zu ihm: Bedecken sich Ew. Majestät. Lächelnd antwortete ihm der Monarch, der seinen Vater gekannt hatte, indem er ihm auf die Schultern klopfte: Sein Vater war ein gescheuter Mann.

Dränge dich auch nicht zu nahe an einen Großen, mit dem du sprichst, oder thu gar als wenn du vertraulich mit ihm reden wolltest; du setzest dich der Gefahr aus, daß er dir sein Mißfallen über deine Zudringlichkeit zu erkennen giebt und dann bist du beschämt.

Wenn zwey Personen mit einander vertraut sprechen; so tritt nicht nahe zu ihnen hin. Es würde scheinen als ob du sie behorchen wolltest und sie würden von ihrem Gespräch abbrechen,

dich aber als einen neugierigen ungesitteten Menschen verachten.

Begegnest du einem vornehmen Mann auf der Straße und er redet dich an; so siehe dich wohl vor, daß du deinen Hut nicht aufsetzest, wenn er gleich den seinigen aufsetzt und dich bittet dasselbe zu thun, denn das geschieht von ihm nur aus Höflichkeit. Nöthiget er dich aber nochmals ihn aufzusetzen und nimmt den seinigen wieder ab; so hast du es als einen Befehl anzusehen, denn du würdest ihn geniren. Gehst du mit Jemanden auf der Straße, der höhern Standes ist als du; so laß ihn dir zur rechten Seite gehen, sonst, wenn er stolz ist, giebt er dir es zu erkennen, daß du beschämt auf die linke Seite gehen mußt. — Ein gewisser Hofnarr ging einem Herrn auch zur rechten Seite; dieser fand sich beleidiget und sagte zu ihm: ich kann nicht leiden, daß mir ein Narr zur Rechten geht. Aber ich, antwortete ihm der Hofnarr, und ging geschwind auf die linke Seite.

Wenn du Briefe versendest und du schickst sie nicht an nahe Verwandte, oder stehst mit dem Empfänger in einer Verbindung, daß du dich mit ihm berechnest; so mußt du sie frankiren. Ausserdem ist es wider den Wohlstand und eine Beleidigung, welche auf deiner Seite Unwissenheit und Mangel an Lebensart verräth. Denn wie kommt derjenige, mit dem du in keiner Verbindung stehest, darzu, deine Briefe zu bezahlen? So liegt auch eine große Beleidigung darin, wenn du Jemanden ein Billet durch deine Bedienung zuschickst und es nicht versiegelst. Der Inhalt desselben sey welcher er wolle, es ziemt sich nicht, daß du das, was du ihm schriftlich zu melden für gut fandst, deinen Bedienten Preis giebst. Uebersende keinen Brief mit einer Gelegenheit, wenn du nicht überzeugt bist, daß er sich in guten Händen befindet, sondern schicke ihn lieber mit der Post und laß dich die Kosten nicht dauern. Hier kannst du die wichtigsten Angelegenheiten mit aller Sicherheit deinen entfernten Freunden bekannt machen, da du dort

oft in Gefahr bist, daß deine Briefe verlohren gehen oder aus Neugierde eröfnet werden; denn Neugierde ist eine Leidenschaft, der wenig Menschen widerstehen können.

Reitest du mit einem Vornehmern oder Fremden weg; so mußt du ihn ebenfalls zur rechten Hand reiten lassen. Fährst du aber und willst recht galant seyn; so läßst du die vornehmere oder fremde Person in die hintere Hälfte des Wagens sich setzen und du setzest dich auf den vordern Sitz rücklings.

Wenn du Jemanden durch Abnehmung des Huts ein Compliment machst; so nimm ihn nicht von der Seite ab, welches nur einem Cavallerie-Officier ansteht, sonst setzt es Gleichgültigkeit oder Geringschätzung voraus und scheint als ob du denjenigen, den du grüßest, nicht einmal so viel würdigtest, ihm ein gehöriges Compliment zu machen. Dieses hast du sowohl im Gehen als beym Reiten zu beobachten, nur mit dem Unterschiede, daß du dich im Gehen beugst, beym Reiten aber auf dem Pferde gerade sitzen blei-

best; (Tab. 1. Fig. 5.) denn was im ersten Falle schön aussieht, würde im zweyten lächerlich seyn.

Willst du einem großen Herrn aufwarten; so kleide dich so elegant als möglich, nur nicht fantastisch. Deine Kleidung kann gar leicht einen übeln Eindruck auf ihn machen und dir bey deinem Gesuche nachtheilig werden. Daß du gut und reinlich angekleidet bist, erheischt die Achtung sowohl gegen ihn als gegen dich selbst. Denn ob es dir schon Niemand ins Gesicht sagt, daß du keine Lebensart hast; so kannst du es ihm doch nicht verwehren, daß er es denkt oder mit einem Andern darüber spricht. Du darfst nur jederzeit die Vernunft zu Rathe ziehen; so wirst du leicht einsehen was sich schickt oder nicht schickt. So giebt es Verhältnisse, in welchen du nach jetziger Sitte nicht anders als mit dem Degen erscheinen darfst. Legst du aber den Degen an, so mußt du auch darauf sehen, daß du gehörig darzu angekleidet bist. Dann darfst du zum Beyspiel keine Bänder in

den Schuhen, keinen runden Hut, keine andern als seidene Strümpfe tragen, nicht einmal einen Frack von Rechts wegen anziehen. Duldet man alles dieses, wenn Jemand mit dem Degen erscheint; so sollte man auch nicht verlangen, daß er einen Degen anlegen müßte: denn beleidiget jenes den Wohlstand nicht, so thut es gewiß der Mangel des Degens eben so wenig. Indessen wird es schon jetzt nicht so übel mehr ausgelegt, wenn man auch ohne Degen erscheint und es wird gewiß mit der Zeit noch dahin kommen, daß man diese furchtbare Zierde denenjenigen allein überlassen wird, die ihn zu Vertheidigung des Staats führen müssen und daß man auch ganz ohne ihn seine Visite wird machen können.

Siehe dich vor, wenn du in dem Falle bist, einen großen Herrn zu tituliren, daß du ihm nicht einen höhern Titel giebst, als er wirklich hat. Er wird dich entweder für einen Unwissenden oder für einen Schmeichler halten und du wirst in seiner Meinung verlieren, wenn er

auch zu fein ist, sich es gegen dich merken zu lassen. Der aufgeklärte redliche Mann sieht eine Schmeicheley für eine wahre Beleidigung an.

Den Kayser hast du zu nennen, Kayserl. Königl. Majestät; den König, Königl. Majestät; die nicht regierenden Prinzen und eine Prinzeßin von königlichem Geblüt, Königl. Hoheit; einen Churfürsten, Churfürstl. Durchlaucht; einen Herzog, Herzogl. Durchlaucht u. s. w. Bist du ein rechtschaffener Mann und giebst einem Fürsten, er sey wer er wolle, die ihm gebührende Ehre, so hast du dich auf keine Weise vor ihm zu fürchten; denn er ist ein Mensch wie du, und nur seine Geburt erhebt ihn über dich. Eine edle Dreustigkeit ist dem größten Herrn angenehm und du erwirbst dir dadurch selbst bey Fürsten eine gewisse Achtung. Weit schwerer ist es aber, sich in dieser Achtung zu erhalten. Stehst du bey einem Fürsten oder vornehmen Herrn in Gnaden; so sey immer behutsam in deinem Betragen. Handle ehrlich und aufrichtig; sey pünktlich in Beobachtung deiner Pflicht,

nicht zudringlich und kein Schmeichler. Erlaubt er dir, unangemeldet und wenn du willst zu erscheinen; so betrachte dieß als eine Höflichkeit und mißbrauche ja diese Erlaubniß nicht. Du gewinnst gewiß mehr, wenn du dich selten machst und erst wartest bis er dich rufen läßt, als wenn du ihn überläufst. Die Verhältnisse solcher Personen lassen nicht immer zu, daß jemand unangemeldet in ihr Zimmer eintreten kann. Die wichtigsten Geschäfte zwingen sie oft allein zu seyn. Störst du sie dann öfters; so bist du gewiß nicht angenehm und ziehest dir über lang oder kurz ihre Ungnade zu.

Prahle nie mit der Gunst eines Großen, du erweckst dir dadurch Neid und Feindschaft und er wird es mit Mißfallen wieder erfahren, daß du sein Vertrauen, womit er dich beehrt hat, öffentlich ausplauderst. Hüte dich auch, ihn vor mehrern Personen auf dem vertraulichen Fuß zu behandeln, der vielleicht unter vier Augen zwischen ihm und dir statt findet; denn es ist ein großer Unterschied, ob du dich in einer Ge-

sellschaft oder auf seinem Zimmer allein mit ihm befindest. Ein junger Gelehrter war in einem vornehmen Hause so wohl gelitten, daß man ihm verschiedene Vorzüge einräumte, die man vielleicht nicht jedem andern eingeräumt hätte. Er erhielt einige Zeit darauf eine Versorgung, die ihn von diesem Hause entfernte. Nach Verlauf mehrerer Jahre fiel es ihm ein, seinen ehemahligen Gönner mit einem Besuch zu überraschen. Unangemeldet, wie vormals, trat er ins Zimmer, ging gerade auf den Herrn vom Hause los, der unglücklicherweise Fremde bey sich hatte, und umarmte ihn. Vergebens suchte sich dieser seiner Umarmung zu entziehen, indem er immer fragte, wer er wäre; und da er endlich seinen Namen nannte, ward er ganz kalt behandelt und mußte, weil der Herr Geschäfte vorschützte, die er mit den Fremden abzuthun hätte, nach wenigen Minuten beschämt abtreten.

Bekleidest du einst eine Officierstelle; so wisse, daß es zwar der ehrwürdigste, aber auch

der gefährlichste Posten unter allen ist, die es giebt. Nimm dich in Acht, daß du Niemanden beleidigest, damit du nicht wieder beleidiget wirst, denn die geringste Beleidigung, welche ein Officier auf sich sitzen läßt, zieht ihm unfehlbar die Cassation zu. Daher untersagte Friedrich der Einzige seinen Officieren in den Garnisonen in alle Gesellschaften zu gehen, ja an verschiedenen öffentlichen Häusern wurde sogar angeschlagen, daß hier kein Officier in Uniform hinein gehen dürfte. Da sie ohne Uniform hingehen konnten, wohin sie wollten; so hatte dieses Verboth ohne Zweifel keine andere Absicht zum Grunde, als die, vorzubeugen, daß sie nicht beleidiget würden. Denn man nimmt einmal an, daß ein Officier, wenn er ohne Uniform, Degen und Portd'epee erscheinet, nicht als ein solcher anerkannt wird, ob dieß schon bloß in der Einbildung beruhet. Der Soldat dient der Ehre wegen, folglich muß er auch auf seine Ehre halten und es ist ihm nicht zu verargen, wenn er neben oder unter einem Manne nicht

dienen will, der sich eine schimpfliche Behandlung zugezogen hat. Kein Officier wird sich das gefallen lassen, selbst nicht ein gemeiner Soldat; denn auch dieser kann mit Recht darauf Anspruch machen, daß sein Oberer ein ehrwürdiger Mann sey.

Gewöhne dich von Jugend auf, in allen deinen Geschäften treu und pünktlich zu seyn; so wirst du einst, in welchem Stande du dich auch befindest, gewiß deine Pflicht erfüllen. Nichts ist aber süßer und beruhigender als das Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben. Mit diesem Gefühl kannst du immer jedem kühn unter die Augen treten. Nicht nur deine Vorgesetzten werden dich als einen ordentlichen Mann schätzen und dir nicht selten durch so manche Vorzüge vor andern, die mit dir in gleichem Range stehen, oder dieselben Geschäfte verwalten, denen du dich gewidmet hast, deutliche Beweise ihrer Erkenntlichkeit geben, sondern auch alle deine Mitbürger werden dich als einen thätigen und gewissenhaften Mann verehren.

Je größer die Stufe ist, auf die dich das Schicksal gesetzt hat, desto größer ist das Verdienst, wenn du deine Obliegenheiten genau erfüllst. Denn je mehr du zu verwalten hast, desto mehr Schaden wirst du verursachen, wenn du deiner Pflicht nicht getreu bist. Hüte dich ja Unwahrheiten zu sagen. Bemerkt man das einmal an dir; so fällt das Zutrauen aller Rechtschaffenen gegen dich hinweg und du kannst die Folgen davon nicht berechnen. Bleibe fest bey der Wahrheit stehen, wenn du dich auch in einer kritischen Lage befindest, einst wird es dir gewiß zum Vortheil gereichen; denn für einen Menschen, der die Wahrheit liebt, hat Jedermann Achtung. Sprich das Wort Ehre nicht leichtsinnig aus; bedienst du dich des Ausdrucks: auf meine Ehre; so siehe dich vor, daß du auch recht habest, sonst mußt du dir es gefallen lassen, wenn man deinen Betheuerungen keinen Glauben beymißt.

Gewöhne dich nie, zu fluchen, zumal wenn du in einer distinguirten Gesellschaft dich befin-

dest. Viele übrigens gute Menschen haben den Fehler an sich, jede Betheurung mit einem Fluche zu begleiten; aber ein Mann von Welt wird nie einen Fluch ausstoßen, er wird sich immer so auszudrücken suchen, daß er ihn vermeide. Man hat ja Redensarten genug, die eben so nachdrücklich sind, als ein Fluch nur seyn kann; z. B.: Es ist entsetzlich; es ist abscheulich; das ist ungeheuer; so wahr ich lebe; auf meine Ehre u. d. gl. und wodurch man nicht wider den guten Ton sündiget. Fluchen ist eine niedrige und abscheuliche Gewohnheit, welche auf immer nur unter die Hefen des Pöbels verbannt bleiben sollte.

Traue nicht Jedermann und siehe nicht Jeden für deinen Freund an; die meisten Freunde heut zu Tage sind nur Freunde aus Interesse; der eine sucht dich so lange du Geld hast zu benutzen; der andere hat seine besondern Absichten, warum er dein Freund ist. Jener wird dich verlassen, wenn dein Vermögen alle ist und er nichts mehr von dir bekommen kann; dieser,

sobald seine Absichten erreicht sind. Vermeide daher die Freigebigkeit wo du nur kannst, damit du nicht mit Undank belohnt werdest.

Hast du keinen wahren Freund; so theile Niemanden deine Lage mit, sie sey beschaffen wie sie wolle. Denn befindest du dich wohl; so wirst du von demjenigen, den du zu deinem Vertrauten machst, beneidet werden und er wird, wenn er schlecht denkt, dir so sehr wie möglich zu schaden suchen. Sind deine Umstände aber nicht die besten; so wird man dich zwar bedauern, aber auch zugleich mit ganz besondern Augen ansehen und ein großer Theil der Achtung, die man sonst für dich hatte, wird hinwegfallen. Scheine du daher immer räthselhaft, wenn du nur ein ehrlicher und rechtschaffener Mann bist.

Wenn du auf Reisen bist; so nimm dich in Acht, daß du mit Fremden, die du nicht genug kennst, nicht auf einen vertrauten Fuß umgehst. Die Verstellung der Menschen ist groß und man wird oft getäuscht, wenn man in der Wahl sei-

ner Vertrauten auch noch so behutsam ist. Mancher giebt sich für diesen und jenen aus und am Ende ist er nichts mehr und nichts weniger, als ein irrender Ritter, der auf gut Glück in der Welt sich herum treibt. Oft hat so ein Mensch an einem fremden Orte vorher ein Verbrechen begangen und man muß sich glücklich schätzen, wenn man nicht mit ihm zugleich in eine Untersuchung verwickelt wird. Wie sehr muß man sich dann schämen, sich mit einem solchen Menschen in eine vertraute Freundschaft eingelassen zu haben!

Sey nicht zudringlich mit einem Jeden gleich Brüderschaft zu machen, am allerwenigsten wenn du empfindlich bist; untersuche vielmehr erst, ob eine Person, die du zu so einer Vertraulichkeit würdigest, es auch werth ist. Denn ein großer Theil der Achtung fällt dann hinweg und besitzt dein Dutzbruder keine Lebensart; so wird er als ein solcher oft sich berechtiget halten, dir etwas Unangenehmes zu sagen, welches er sich gewiß nicht würde unterstanden haben,

wenn du nicht in eine so enge Verbindung mit ihm getreten wärest. Auf Schulen und Universitäten ist es damit etwas anders. Hier sind die Verhältnisse nicht so verschieden und da geht es wohl an, daß man sich mit Fürsten und Grafen duzen kann. Wenn wir aber aus diesen Verhältnissen heraustreten, hört diese vertraute Freundschaft gemeiniglich auf; die veränderten Umstände des Einen oder des Andern machen natürlicherweise auch hierin eine Veränderung nothwendig. Der Eine wird Canzler, der Andere Canzellist und Mancher bleibt im Elend zurück. Oefters werden auch Universitätsfreunde in entfernte Länder zerstreut und sehen einander nach einer Reihe von vielen Jahren erst wieder. Auch hier kommt es gemeiniglich darauf an, in welcher Lage sie sich wieder finden, wenn die alte Vertraulichkeit sich erneuern soll. Die Beyspiele sind jedoch auch nicht selten, da ein sonst brauchbarer Mann dem in seiner Jugend geschlossenen Bruderbunde das Glück seines Lebens zu verdanken hatte. So begann der ver-

storbene Gotter durch die Unterstützung eines Grafen, der ein Universitätsfreund von ihm war, seine glänzende Bahn am Wiener Hofe, auf der er sich endlich selbst bis in den Grafenstand empor schwang.

Laß dich nicht von der Leidenschaft des Spiels hinreissen, die traurigen Folgen, die daraus entstehen, sind nicht zu berechnen. Ein Spieler ist ohnehin schon ein erbärmlicher Mensch. Hat er Glück; so beschäftiget er sich nur mit seiner Lieblingsneigung und ist für den Staat völlig unbrauchbar; hat er Verlust, so ist seine Ruhe zerstört und es ist eben so wenig mit ihm anzufangen. Schon aus der Hinsicht, daß er aus Tag Nacht macht, kann er kein Amt im Staate gehörig verwalten. Man trete nur hin an eine Farobank, wenn man passionirte Spieler sehen will. So viele auch da zugegen sind; wird man jeden mit einem andern Gesichte sehen, als er gewöhnlich hat. Ein leidenschaftlicher Spieler hört und sieht nicht; Freund und Feind mag neben ihm stehen; man kann seinen Vater neben

ihn hinstellen, er wird ihn kaum bemerken. Hier hört man einen fluchen, den andern seufzen, bey dem vielleicht im Augenblick das Wohl seiner ganzen Familie auf der Karte steht; dort sieht man einen andern, der im Glück sitzt, kein Auge vom Banquier verwenden, um nicht eine Karte, die abgezogen wird, zu übersehen, und über das Angesicht des letztern, wenn er im Verlust ist, den Angstschweis in großen Tropfen herabrollen. Welch eine elende traurige Beschäftigung! — Besonders gefährlich ist die Leidenschaft des Spiels für den, der eine Casse hat. Er kommt in Verlust und in der Hofnung wieder zu gewinnen, was er verlohren hat, nimmt er seine Zuflucht zur Casse, bis sie erschöpft ist. Jetzt sieht er erst den Abgrund, an welchen ihn seine Unbesonnenheit gebracht hat; durchdrungen von dem letzten Funken des schon fast verloschnen Ehrgefühls wirft er sich der Verzweiflung in die Arme und sucht entweder zu entkommen oder jagt sich eine Kugel durch den Kopf. In welcher bejammernswürdigen Situation hinterläßt

ein solcher Mensch die Seinigen! Wie mancher hofnungsvolle Sohn hat nicht seine braven Eltern durch das Spiel in die größte Betrübniß versetzt! Wie mancher Vater hat nicht seine unschuldige Familie dadurch ins tiefste Elend gestürzt! Ein Spieler von Profession ist in den Augen aller Rechtschaffenen ein zweydeutiger Mensch und ihrer ganzen Verachtung würdig. Denn wer sich kein Gewissen daraus macht, der Stifter so vielen Unglücks zu seyn und daraus seinen Nutzen zu ziehen, der ist auch zu allen Verbrechen und einer jeden schauervollen Handlung fähig. Fliehe daher so sehr als möglich diejenigen Häuser, wo Gauner ihre Netze ausspannen; so wirst du nie in ihre Streiche fallen, welchen das sorglose Opfer selten entgehen kann. Der beste Gewinn ist der, den dir dein Fleis erwirbt. Hier kannst du sichere Rechnung machen, daß du immer mehr gewinnst als verlierst. Die Achtung deiner Mitbürger und ein reines gutes Gewissen wird dich hinlänglich belohnen, wenn beym Spieltisch Schande dich erwartet und ge-

heime innere Vorwürfe dich martern. Ich will hier ein Paar Beyspiele anführen, welche jedem jungen Menschen zur Warnung dienen mögen.

Ein junger Mensch vom Stande hatte alle sein Geld im Spiele verloren. Er kam am Morgen darauf zu einem seiner Freunde und da er ihn nicht auf seinem Zimmer fand; so benutzte er die Gelegenheit, aus dem Schreibepulte desselben, welches nicht verschlossen war, 300 Thaler zu entwenden. Der Bestohlne bemerkte den Verlust erst am folgenden Tage mit Schrecken, da ihm aber ein Argwohn gegen seinen Freund gar nicht in den Sinn kam, so blieb der Verdacht auf dem ehrlichen Diener sitzen. Nach Verlauf einer geraumen Zeit ließ sich dieser junge Mensch wieder verleiten, seinen Freund zu bestehlen und ward darüber ertappt. Er gestand den ersten Diebstahl ebenfalls ein und eine entehrende Strafe war der Lohn seiner niedrigen Handlung.

Ein andrer junger Mensch ward von seinem Vater mit einigen hundert Thalern auf die

Post geschickt, anstatt aber das Geld zu übergeben behielt er es und verspielte solches. Nach einigen Tagen fiel es dem Vater ein, daß er keinen Postschein erhalten hatte und er fragte seinen Sohn, wo er den Postschein hingethan hätte. Dieser antwortete dreist: er habe ihn verloren. Der Vater, der sich ganz auf seinen Sohn verließ, war hierüber nicht in Sorgen. Bey Gelegenheit aber sprach er den Postmeister, mit welchem er auf einem sehr freundschaftlichen Fuß lebte und erzählte ihm, daß sein Sohn den Schein über das Geld, welches er vor einigen Tagen auf die Post gegeben, verloren habe. Der Postmeister versicherte, daß er weder Geld von seinem Sohne empfangen, noch einen Schein darüber ausgestellt hätte und als der Vater den jungen Menschen ernstlich erinnerte; so gestand dieser endlich, daß er es verspielt habe. Dergleichen und noch weit traurigere Beyspiele könnte ich mehr anführen, ich glaube aber, daß derjenige, der sich vor dem Spiele warnen lassen will, an diesen genug haben werde.

Sey nicht geitzig; mache dir es vielmehr zur Pflicht, den Nothleidenden aus allen Kräften beyzuspringen. Wenige haben das göttliche Glück, wohlthun zu können, sagt der weise Chiron zu dem Achill, und es giebt gewiß kein süßeres Gefühl auf der Welt, als das Bewußtseyn, die Thränen des Leidenden gestillt und den Kummer des Leidenden gelindert zu haben. Aber doch kann jeder, der nicht selbst ganz arm ist, wenn er sonst nur will, sich diesen Genuß verschaffen, und wie vielen Unglücklichen würde geholfen werden, wenn nur das zu Wohlthaten verwendet würde, was man oft unnützerweise verschwendet. Ein Geitziger ist ein schändlicher Mensch, er kennt keine Ehre, keine Pflichten, und nichts ist ihm heilig, wenn es darauf ankommt, seine Habsucht zu befriedigen. Zu jeder schlechten Handlung fähig, wie der Spieler, wird er Freund und Vaterland verrathen, und sich über alles hinwegsezzen, sobald er eine Gelegenheit findet, sich zu bereichern. Die tiefste Verachtung seiner Mitbürger ist ihm gleichgültig, und er wird mit schaamloser Stirn ein Spott der Kinder.

Es dürfte nicht unangenehm seyn, wenn ich einige allgemeine Ausdrücke der Höflichkeit hier beyfüge, welche zwar für den ausgebildeten Mann nichts Neues enthalten, für diejenigen aber, denen dieses Buch vorzüglich bestimmt ist, nicht ganz überflüssig seyn möchten.

Wenn ich Jemanden in seiner Rede unterbreche; so muß ich allemal voraus setzen: Erlauben, oder verzeihen Sie mir.

Wenn mich Jemand um etwas gefragt hat und ich habe ihn nicht verstanden; so muß ich antworten: Was befehlen Sie, oder, wie beliebt Ihnen?

Hat er Lebensart; so wird er nicht befehlen wollen, sondern mir zur Antwort geben: Ich habe nichts zu befehlen, ich habe nur zu bitten.

Spreche ich mit Personen von Stande und mir wird etwas gesagt, das nicht gegründet ist, das ich aber nicht zugeben kann; so bediene ich mich des Ausdrucks: Ich bitte unterthänig; bitte gehorsamst, bitte um Verzeihung, je nachdem die Personen sind, die ich vor mir habe.

Fragt mich Jemand, wie ich mich befinde; so ist die Antwort, wenn ich für einen Mann von Lebensart angesehen seyn will: Unterthänig aufzuwarten; Ihnen aufzuwarten; zu Ihrem Befehle. Und so giebt es noch mehr Redensarten und Kunstwörter der Höflichkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, die nur schicklich gebraucht werden müssen. Zum Beyspiel: Ich bitte um Verzeihung. — Ich bitte um Vergebung. — Ich bitte unterthänig. — Verzeihen Sie. — Was befehlen Sie? — Ich habe nichts zu befehlen, nur zu bitten. — Ich bitte ergebenst. — Dürfte ich bitten. — Erlauben Sie. — Wollen Sie die Gnade, die Güte haben? — Haben Sie die Gnade, die Güte. — Ihnen aufzuwarten. — Sie werden mich sehr verbinden. — Wenn Sie mir es gütigst erlauben. — Ich hatte die Ehre, Sie zu sehen. — Wenn ich die Ehre haben kann. — Wenn Sie die Gewogenheit haben wollen. — Wenn ich mir schmeicheln darf. — Sie beschämen mich. — Wollen Sie mir eine Bitte erlauben? — Sie ha-

ben die Güte gehabt. — Sie haben zu viel Güte für mich gehabt. — Darf ich Ihnen beschwerlich werden. — Es ist nicht andem. — Es ist dem nicht so. — Sie schmeicheln mir sehr. — Das ist ein Compliment, welches ich nicht verdiene. — Sie setzen mich in eine außerordentliche Verlegenheit. — Ich versichere Ihnen. — Sie können sich auf mein Wort verlassen. — Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. — Auf meine Ehre. — Wie beliebt Ihnen? — Ich werde von Ihrer Güte 'profitiren. — Zu Ihren Diensten. — Ich will Sie nicht widerlegen. — Sie machen mich Ihnen ganz verbindlich. — Ich stehe auf eine andere Art wieder zu Befehl, zu Diensten. — Wenn ich die Ehre haben kann Sie zu begleiten, zu dienen. — Sie werden mich unendlich verbinden, bitte gehorsamst, ergebenst. — Darf ich mich Ihnen bestens empfehlen? — Ich werde mich beurlauben. — Verschonen Sie mich mit dieser Frage. — Wenn Sie mir die Erlaubniß geben u. s. w.

Ueber die spitzigen Schuhe und langen Kleider der Damen.

Wie viel Mühe es jetzt einem Meister der Ausbildung des menschlichen Körpers verursacht, den Damen in langen Kleidern und langen spitzigen Schuhen mit niedrigen Absätzen, einen guten manierlichen Gang beyzubringen, das ist unbeschreiblich. Keine Dame hat einen zierlichen Gang mehr, und sie können das Feine im Tanze nicht leisten. Denn wenn an dem Schuhe eine viertelellenlange Spitze ist, wie ist es möglich, den Fuß schön zu führen? Die Ferse kann ja nicht leichte genug gelüftet werden. In der That, ich muß mich wundern, daß das Frauenzimmer auf die Eitelkeit einen schönen Fuß zu haben, was doch wirklich die größte Zierde ist, so leicht Verzicht thun kann. Welche widersinnige Mode, sich mit Vorsatz einen größern Fuß zu machen, als ihnen die Vorsehung gegeben hat und dadurch die Natur zu verhunzen. Es ist ein unausstehlicher Anblick, wenn man einen Herrn oder eine

Dame nach der jetzigen Mode in solchen lappländischen Sandalien einher gehen sieht. Vor alten Zeiten hatte doch ein großer Fuß noch den Nutzen, daß man daran den Rang der Personen unterscheiden konnte. Der Graf trug einen größern Schuh als der Baron und dieser wieder einen größern, als der Edelmann; daher rührt unstreitig die noch heut zu Tage übliche Redensart: auf einem großen Fuß leben; aber in unsern Tagen läßt sich weder Rang noch Ansehen nach den Schuhspitzen beurtheilen. Eben so unnatürlich sind die langen Kleider der Damen, denn wenn man sie in Lebensgröße nach der jetzigen Mode getreu abbilden wollte; so müßte man sie ohne Füße mahlen.

Ueber das Exerzieren der Kinder.

Unter die Mitbegriffe der Mode gehört auch das in einigen Erziehungsanstalten eingeführte Exerzieren der Kinder, ob es gleich die Her-

ren für sehr zweckmäßig halten, und nicht einsehen können, daß es offenbar nachtheilig sey, wenn man nicht die besondere Absicht hat, Kinder zu Soldaten zu erziehen. Am schädlichsten aber ist es, wenn man das Exerzieren der Tanzkunst voraus gehen läßt, oder den Unterricht im Tanzen mit dem Exerzieren zugleich giebt. Der Lehrer der Tanzkunst bemüht sich aus allen Kräften, dem Körper eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit zu geben; der Exerziermeister aber arbeitet darauf los, ihn fest, steif und zur Maschine zu machen. Daß ein solcher Unterricht mit sich selbst im offenbaren Widerspruche stehe, wird mir doch wohl jeder Unbefangene zugeben müssen? Wozu das Exerzieren, wenn man seine Kinder im Tanz unterrichten läßt? Minder schädlich ist das Exerzieren, wenn der Körper vorher erst seine gehörige Ausbildung erhalten hat, aber schädlich bleibt es immer. Hierüber glaube ich, kann niemand besser urtheilen, als derjenige, der sich mit der schönen natürlichen Ausbildung des Körpers beschäftiget. Man betrachte nur einen Menschen,

der Soldat gewesen ist, und ohne eben den schärfsten Blick zu haben, wird man ihm das Steife, das Gezwungene in allen seinen Bewegungen noch in dem spätesten Alter ansehen. Ich für meine Person kann mir keinen vernünftigen Zweck denken, warum man Kinder das Exerzieren lehren läßt; ob aber dasselbe einem zarten Körper nicht vielmehr schädlich sey, und ob dadurch nicht wohl gar ein Trieb zum Soldatenstande in das Herz eines jungen Menschen gelegt werde, der sich früh oder spät zur Betrübniß seiner Eltern entwickelt, das sind Fragen, deren Beantwortung ich andern überlassen muß. Ohne Zweifel hat man die gymnastischen Uebungen der Alten nachäffen wollen, aber nicht erwogen, daß zwischen diesen und dem Exerzieren unserer Soldaten ein himmelweiter Unterschied sey.

Anekdoten und Auszüge aus der Geschichte zur Veredlung und Bildung des menschlichen Herzens.

Rudolph von Habsburg, der Stammvater des Hauses Oesterreich, suchte seine Größe nicht in eitlem Prunke, sondern gieng in einer einfachen Kleidung, von wenigen Dienern umgeben, einher; auch verband er eine außerordentliche Herablassung mit seinem königlichen Charakter. Da Ottokar, König von Böhmen und Mähren, von ihm die Lehn empfangen sollte; so kam jener mit königlichem Staat, in einem Glanze von Golde und Edelsteinen, in das kaiserliche Lager vor Wien. Rudolph aber saß, mit einem grauen Rock bekleidet und mit einem hohen Huthe bedeckt, auf einem Stuhl unter freiem

Himmel. Seine Leute meldeten ihm, daß Ottokar im größten Pomp gekommen sey, und fragten, was er befehle, daß man besorge, daß ihn der Lehnsmann an Pracht nicht übertreffe. Rudolph gab zur Antwort: „Der König von Böhmen hat mich oft in meinem grauen Rocke ausgelacht — der graue Rock soll seiner jetzt wieder spotten. — Das Lob der Deutschen bestehet in guter Rüstung und nicht in prächtigen Kleidern.“

Er war der Wiederbringer der Hoheit des Reichs, Rudolphs Name muß daher jedem deutschen Patrioten unvergeßlich — heilig bleiben. Er war oft sehr scherzhaft; liebte den Witz auch an andern und wußte über die Würde seiner Majestät Anmuth und Munterkeit zu verbreiten. Rudolphs zweyte Gemahlin, Elisabeth, war eine wirkliche Schönheit. Ein Beweis davon ist, daß ihre Reitze einen damahligen Bischof von Speier, Friedrich Graf von Leiningen, so außer Fassung brachten, daß er sich so weit vergaß, als er sie aus dem Wagen hob, sie zu küssen. Ueber

diese Freiheit beklagte sie sich bey dem Kaiser, ihrem Gemahl, und Rudolph ließ ihm, mehr scherzhaft als empfindlich, folgendes Kompliment sagen: Er habe dieses Pacifical für sich allein gekauft; wolle er, der Bischof, küssen; so solle er sich ein eignes agnus Dei bestellen.

Der Bischof gerieth hierüber ohne Noth in solche Furcht, daß er sich bis nach dem Ableben Rudolphs aus seinem Bisthum entfernt hielt. Rudolph besaß eine seltene Gegenwart des Geistes. Als er zu Achen als König der Deutschen gekrönt wurde, war das Reichszepter nicht vorhanden, worauf die anwesenden Fürsten den Eid der Treue ablegen mußten, und es entstand ein Streit unter ihnen über die Frage, ob Rudolph auch wohl könnte Lehn ertheilen, ohne das Zepter des Reichs. Rudolph nahm sogleich ein Crucifix vom nächsten Altar und sagte, indem er solches den Fürsten zeigte: dieses Zeichen, woran das Heil der Welt erworben worden, soll mir einstweilen anstatt des Zepters dienen:

die versammelten Fürsten schwuren hierauf den Eid der Treue mit der größten Ehrfurcht.

Rudolph liebte die deutsche Sprache. Wenn der Bischopf von Selkau auf dem Reichstage Lateinisch mit ihm reden wollte, pflegte er zu sagen: wenn ihr mit mir redet; so redet deutsch. Er besaß überhaupt ein edles Herz. In einer Schlacht hatte sich ein feindlicher Ritter bis zu ihm durchgeschlagen, und erstach ihm das Pferd unter dem Leibe. Man nahm ihn gefangen und brachte ihn; jedermann sprach ihm das Leben ab. Aber der großmüthige Fürst sagte: Ein so tapferer Ritter darf auf solche Art das Leben nicht verlieren, es wäre dem ganzen Reiche Schade, und ließ ihn wieder auf freien Fuß.

Niemand, sagt die Geschichte, hat den Beinamen des Großen mit mehrerem Rechte verdient, als Rudolph.

Peter Alexiowitz, Czaar von Rußland, erhielt den Namen des Großen wegen der

Schlacht 1697 mit den Türken und der Einnahme von Azof, wo er auch zugleich die Herrschaft über das schwarze Meer gewann, und wegen mehrer großen Thaten. Er hatte eine sehr rohe Erziehung gehabt. Durch einen Zufall wurde er mit einem geflüchteten Franzosen, Namens Lefort, der in Rußland Dienste suchte, in seiner Jugend bekannt. Dieser gewann sein ganzes Vertrauen, er unterhielt sich größtentheils mit ihm von dem Handel und der Schiffahrt, (welches ihm besonders wichtig schien). Dieser erzählte ihm, wie Holland dadurch eine so große Rolle spiele, schilderte ihm die Politik verschiedener europäischen Könige, die Zucht ihrer Kriegsvölker, ihre Polizei, die Manufakturen, Künste und Wissenschaften, welche in ihren Ländern blühten, und wodurch diese Reiche so mächtig worden waren. Durch diese Erzählungen wie aus einem tiefen Schlafe geweckt, faßte der junge Kaiser bei aller seiner wilden Erziehung den Entschluß, Mensch werden zu wollen und ein neues Volk zu erschaffen. So verließ

er 1678 Moskau, nachdem er kaum zwey Jahre geherrscht hatte, und ging nach Holland als Bedienter des obengenannten Lefort, den er als außerordentlichen Bothschafter an die Hochmögenden sandte. Nach seiner Ankunft ließ er sich in Amsterdam bey den Schiffszimmerleuten, unter dem Namen Peter Michaelof, einschreiben oder aufdingen, und arbeitete sogleich mit auf dem Werfte, wie die andern Zimmerleute. Er suchte in den Nebenstunden die Mathematik zu studiren, die Befestigungskunst, Aufnahme der Pläne u. s. f. Er besuchte alle Handwerker in ihren Werkstätten, alle Fabriken, und nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Von Amsterdam ging er nach England, um sich immer mehr in der Schifsbaukunst vollkommen zu machen. Alsdann ging er über Holland durch ganz Deutschland, begleitet von allen Wissenschaften Europens, wieder nach Moskau. Künstler aller Art wurden aufgenommen in seinen Staaten. Man erblickte große Rußische Schiffe auf dem schwarzen Meere; es stiegen große

Palläste unter den Russischen Hütten empor. Unter ihm wurden Schulen errichtet, Akademien, Buchdruckereyen, Bibliotheken u. d. gl. m. Der Aberglaube wurde vertilgt, die Würde eines Patriarchen aufgehoben; er erklärte sich selbst zum Oberhaupte der Kirche, und dieses, was vielleicht jedem andern Fürsten Thron und Leben hätte kosten können, geschah ohne allen Widerspruch. Er erschuf die Handlung in seinen Staaten; und da sie gegründet war, so arbeitete er daran, Moskau zum Mittelpunkt des Handels Asiens und Europens zu machen. Er legte Kanäle an, worzu er selbst die Risse verfertigte. Das allerschwerste für ihn war, dem Volke andre Sitten zu geben. Diese fehlten beym Militair besonders, und durch diesen grosen Plan ward er hernach Meister der Schweden, und vielen andern furchtbar.

Peter der Große befand sich einmal mitten im Winter in Danzig. Wie bekannt trug er nie etwas auf dem Kopfe, sondern ging immer mit entblöstem Haupte. An einem Sonntage

ging er in die Kirche und setzte sich in den Rathsstand. Es war sehr kalt und ihn fror an dem Kopf. Eine von den ersten Magistratspersonen stand neben ihm, und hatte eine große Perücke auf. Der Kaiser, der gewohnt war, von demjenigen, der neben ihm stand, wer er auch seyn mochte, den Hut oder die Mütze abzunehmen und sein Haupt damit zu bedecken, wenn ihn fror, nahm demselben ohne Umstände die Perücke ab und setzte sie auf, und der Patrizier mußte so lange mit dem kahlen Kopfe da stehen bleiben, bis die Predigt zu Ende war; dann setzte der Czaar ihm die Perücke wieder auf. Die Leibwache Peters des Großen, welche aus den sogenannten Strelitzen bestand, hatte sich einst vorgenommen ihn zu ermorden. Es wurde eine Verschwörung unter ihnen zu Stande gebracht, und da sie wußten, daß der Kaiser allemal in eigener Person gegenwärtig war, wenn Feuer auskam; so wollten sie Abends um 10 Uhr Feuer anlegen, und ihn, sobald er sich da erblicken ließ, niedermachen. Einer aber,

dem

dem sein Gewissen schlug, ging zum Czaar und entdeckte den Anschlag. Der Czaar ließ diesen festhalten, und um sich davon zu überzeugen, gab er einem Capitain Ordre, daß er auf den Abend mit dem Schlag 10 Uhr das Haus, wo sie sich versammelten, besetzen sollte. Aus Versehen schrieb er aber in die Ordre anstatt 10 Uhr, 11 Uhr. Er selbst ging um 10 Uhr dahin (in der Meinung, daß der Officier um 10 Uhr das Haus besetzen würde) und ließ sich etwas zu trinken geben. Dieses fiel den Verschwornen, weil er sich oft unter ihnen befand, nicht auf, und es dachte Niemand daran, daß er wüßte, was sie wider ihn unternommen hatten. Wie die Zeit heran kam, sagte einer etwas heimlich zu einem andern: nun wird es Zeit. Dieses hörte der Czaar, stand auf, in der Meinung, daß der Officier schon da seyn müsse, und gab dem, der das gesagt hatte, ein paar Ohrfeigen mit den Worten: Ihr Canaillen glaubt wohl, daß ich nicht weiß, was ihr wider mich vorhabt? Hier fielen sie ihm zu Füßen

und baten um Gnade. Der Czaar machte die Thüre auf, und der Officier war noch nicht da. Unter der Zeit konnten sie ihn ermorden. Aber da sieht man, was ein böses Gewissen thut; es unterstand sich keiner, ihn anzurühren. Nun war es 11 Uhr, und in dem Augenblick trat der Officier herein. Diesen regalirte Peter nach Russischer Sitte mit ein Paar Ohrfeigen, als er aber die empfangene Ordre vorzeigte, und der Kaiser sahe, daß er sich verschrieben hatte; so küßte er ihm die Stirne, welches nach alter Sitte so viel als eine Abbitte bey einem Großen bedeutete, und nun befahl er ihm, sogleich die Rädelsführer zu arretiren, welche hernach hingerichtet wurden.

Peter der Große fuhr einmal mit dem Polizei-Inspektor spatzieren. Sie kamen an eine Brücke, die sehr schadhaft war. Hier stiegen beyde aus und besahen den Schaden. Peter darüber aufgebracht, sagte zu dem Polizei-Inspektor: besorgst du die Ausbesserung nicht? ergriff sogleich die Karbatsche und karbatsch-

te ihn derb aus. Nachdem dieses geschehen war, ließ er ihn wieder zu sich in den Wagen setzen, und so fuhren sie mit einander fort, als ob nichts zwischen ihnen beyden vorgefallen wäre.

Ein Geheimer Rath sagte zu seinem Fürsten: er wisse, womit Se. Durchl. eine große Ersparniß machen könnten. Das soll mich sehr freuen, antwortete der gute Fürst, wenn es Niemanden zum Nachtheil ist. Ew. Durchlaucht haben zu viel Bedienung, begann der Minister; wenn Sie diese reduciren bis auf eine geringe Zahl, so könnten Sie sehr viel gewinnen. Das ist wahr, Sie haben Recht, gab der edelmüthige Fürst zur Antwort, ich habe viel Bedienung, brauchte sie nicht; aber fragen Sie erst diese Leute, die ich verabschieden soll, ob sie mich nicht brauchen. Hier, mein lieber Geheimer Rath, würde ich auch wenig gewinnen, wenn ich diese Leute abdankte und unglücklich machte; aber, da wollte ich Ihnen einen bessern Vor-

schlag thun, wo ich gewinnen könnte, wenn ich meine ersten Diener auf einen dürftigern Gehalt heruntersetzte. Dergleichen Vorschläge will ich mir in Zukunft von Ihnen verbitten, sonst möchten wir getrennt werden.

Ein gewisser Fürst, der auf Reisen war, kam in eine Kirche, um die Predigt zu hören. Er war ohne allen Prunk, so, daß ihn keiner für einen Fürsten hielt. In der Capelle, wo er sich befand, war ein junger Mensch, ein sogenannter Stutzer. Als der Klingelbeutel herum ging, legte der Fürst, der gewöhnlich, so lange er im Auslande war, keinen Fürstl. Aufwand machte, 4 Groschen vor sich hin, um sie in den Klingelbeutel zu werfen. Der Stutzer glaubte, dieß wäre eine Aufforderung für ihn, und legte daher einen Dukaten vor sich hin. Der Fürst, der gleich merkte, daß dieses ein Narr war, legte nun ein ziemlich Häufgen Dukaten vor sich hin. Kaum bemerkte das der

Stutzer; so ermangelte er nicht, ein Gleiches zu thun. Nun war das allerdrolligste, daß der Klingelbeutel eher zu dem Stutzer kam, als zu dem Fürsten. Der Stutzer warf stolz sein Häufgen Gold in den Klingelbeutel. Der Fürst aber strich ganz gelassen sein Häufgen Ducaten in die Hand, steckte es gelassen ein, und legte das Viergroschenstück in den Klingelbeutel. Wie sehr muß sich der Stutzer geschämt und geärgert haben, da er sich getäuscht sahe, und hernach erfuhr, daß jener ein Fürst war, der eine Handvoll Dukaten weit eher, als er, entbehren konnte.

Als der Kaiser Adolph abgesetzt und dagegen Herzog Albrecht von Oesterreich gewählt worden war, wollte Adolph nicht weichen. Am 2ten des Heumonats 1298 trafen beyde bey Worms auf einander und es entstand ein Zweykampf unter ihnen. Hier sollst du, rief Adolph seinem Gegner, als er ihn erblickte, zu, dein

Leben und die Krone lassen! Allein Albrecht übermannte ihn, stieß ihm seine Lanze durch den Helm ins Gesicht, daß er stürzte und von dem Pferde zertreten wurde.

Grabschrift, die ein Feind dem andern setzte, aus den Ritterzeiten.

Hier ruhet in Gott, Graf Siegfried von Dachsburg, jedes Biedermanns Vorbild, der Ritterschaft Zier, Sieger in eilf Schlachten, der Menschheit Krone, der Tugend Pfleger, der edelmüthige Feind. Wanderer! werde wie er.

Sein Feind setzte noch hinzu: es sollen die Buchstaben tief in den Stein gegraben werden, daß nicht die Thränenbäche der Feinde des Entschlafenen sie verwaschen.

Geisler, der Landvogt in Uri, ließ zu Altdorf auf dem Markte eine große Stange aufrich-

ten und darauf seinen Hut setzen. Diesem Hute sollte ein jeder Vorübergehende die nehmliche Ehre erweisen, die man ihm selbst erzeigte; man sollte das Haupt entblößen und die Knie beugen, wenn man nicht gestraft seyn wollte. Das Volk gehorchte bis auf einen Namens Wilhelm Tell, der sich schon heimlich mit dem Walter Fürst, Arnold von Melchthal, und Stauffacher in einen Bund eingelassen hatte. Dieser ging unerschrocken vorüber und grüßte nicht. Der Landvogt ließ ihn zur Verantwortung ziehen; er entschuldigte sich mit der Unwissenheit; der Landvogt glaubte ihm nicht und legte ihm zur Strafe seines Ungehorsams auf, daß er seinem kleinen Sohne, den er sehr liebte, mit einem Pfeile einen Apfel vom Kopfe herunter schießen sollte, mit der Bedeutung daß er selbst sterben sollte, wenn er fehlen würde.

Tell mußte sich also entschließen, mitten auf dem Markte unter einer Menge des Pöbels, als Vater eines geliebten Sohnes den Bogen zu spannen. Er zielte — und schoß mit zittern-

der Hand seinem Sohne glücklich den Apfel vom Kopfe. Das Volk jauchzte ihm Beyfall zu und freute sich, daß sein Leben gerettet war; nur der Landvogt war nicht gerächt. Um wieder an ihn zu kommen, mußte das Unglück wollen, daß er gesehen hatte, daß Tell zwey Pfeile bey sich hatte. Er fragte ihn, was er mit dem zweyten Pfeile hätte machen wollen, und versprach ihm Gnade, wenn er es unverholen sagen würde. Tell traute seiner Versicherung und sagte ihm frey heraus, daß der zweyte für ihn gewesen wäre, wenn er seinem Sohn den Apfel nicht herunter geschossen und ihn getödtet hätte. Er wurde hierauf zu einer ewigen Gefangenschaft bestimmt. Der Landvogt ließ sich und sein Gefolge, benebst dem Wilhelm Tell, sogleich einschiffen, um an dem Lucernersee in Kußnacht ihn einsperren zu lassen. Sie waren ungefähr die Hälfte der See gefahren; so entstand ein so fürchterlicher Sturm, daß das Schiff in Gefahr kam zu scheitern. Keiner von den Schifsleuten verstand das Rudern, einer von dem Gefolge

fiel auf den Gedanken, daß Tell rudern könnte; er ward losgelassen und er brachte das Schiff glücklich ans Ufer. Hier ward er eine Felsenspitze gewahr, auf die er sprang, überließ das Schiff den Wellen und verkroch sich in ein Gebüsch. — Da er den Landvogt von weitem bey Brunnen landen und zu Fuße nach Kußnacht gehen sahe; so schoß er ihm einen Pfeil ins Herz und ließ ihn im Blute liegen.

Zum Andenken dieser männlichen That hat man hier zwey kleine Kapellen errichtet, die eine, wo der Landvogt getödet worden, die andere auf der Felsenspitze, wo sich Tell durch einen Sprung gerettet hatte. Tell eilte nun zu seinen Eidgenossen, erzählte ihnen sein Schicksal, und bat, den Aufstand zu beschleunigen, (denn ihr Bund ging dahin, eine Revolution zu machen um ihre Freyheit wieder zu erlangen.) Diese glaubten aber, daß es noch nicht Zeit sey, sondern verbargen ihn, daß man bey aller Bemühung ihn nicht ausforschen konnte. Der 4te Januar 1308 war der bestimmte Tag, wo die Revolution ausbrach und glücklich von statten ging.

Die glänzendste Versammlung, die je unter einem Kaiser gewesen, ist wohl die zu Kostnitz, 1414, da der Kaiser Siegmund die Stände berufen ließ. Man zählte 20 Kardinäle, 7 Patriarchen, 92 Bischöffe, 600 Prälaten und Doctoren, 4000 Priester und Mönche, 26 Fürsten, 140 Grafen, und man hat auf 100000 Fremde gerechnet, die ohne diese noch gegenwärtig gewesen sind.

Die Hanseestädte Danzig, Hamburg, Bremen und Lübeck waren unter Carl dem Fünften so groß, daß sie die Meere mit ihren Flotten bedeckten, hatten Niederlagen und Pflanzstädte in allen nördlichen Ländern, setzten Könige ab und ein, und erhielten, was noch wichtiger für sie war, Sicherheit auf dem Lande und Wasser. Sie brachten unermeßliche Reichthümer in unser Vaterland, und mit denselben Wohlstand. Als England am Ende des funfzehnten Jahrhunderts schon anfing, durch Ränke und Gewalt die Hand-

lung und Schiffahrt der Deutschen zu stören und an sich zu reissen, widerstanden ihm die Hansestädte muthig und glücklich. Die Bremer und Hamburger landeten in Britannien, um sich zu rächen, und der Danziger Seeheld, Paul Benocke, trieb den König Eduard IV so in die Enge, daß er 70 den Deutschen geraubte Schiffe wieder herausgeben oder ersetzen mußte. Danzig konnte 50,000 Bewaffnete stellen; von Lübecks Winken hing oft das Schicksal aller drey nordischen Kronen ab. Leipzig fing schon damals an, seinen Handel übers Meer auszudehnen. — So versorgte Deutschland das übrige Europa mit Künstlern und Bedürfnissen. Es knüpfte ein Band zwischen den entfernten Welttheilen, das den Menschen menschlich machte, ihn zur Ausbildung seiner Anlagen führte, und zur Freyheit und Tugend belebte. — Und dieses Volk wollte man ferner noch unter dem eisern Zepter des Aberglaubens und der Dummheit in der Finsterniß halten!

Um Geld zu erlangen, führten die Päpste damals die Ablaß-Zeddel ein, welches sich auf Seelenangst und Einfalt der Menschen gründete.

Es waren gleichsam Assignaten auf himmlische Güter. Um die Einnahme desto gewisser bestimmen zu können, verpachtete die päpstliche Kammer die Einkünfte derselben aus ganzen Provinzen an gewisse Unternehmer oder Generalpächter; z. B. die Fugger in Augspurg, die sich dann sehr bemühten, dieses Papier-Geld durch beredete und unverschämte Prediger, wozu sich besonders die Mönche gebrauchen ließen, an Käufer zu bringen, um sowohl das Pachtgeld, als auch noch einen Gewinn für sich zu erhalten. Und so benutzten sie jede Gelegenheit auf Jahrmärkten, in Weinhäusern und Bierhäusern, das leichtgläubige Volk zu betrügen. Das Ende dieses Unwesens haben wir Niemanden zu verdanken, als Luthern. Obgleich Tetzel, ein Ablaßkrämer, den Ablaß sehr vertheidigte und Hochstraten den Papst aufforderte, Luthern, den kezzerischen Mönch, zu verbrennen; so verschafte

Luthern doch seine einleuchtende Wahrheit, die er behauptete, in Deutschland unter allen Stän-den Freunde. Der römische Hof, ganz sicher im Triumph über Kaiser und Könige, sah dieses als einen Mönchszank an. Luther wurde nach Rom beschieden, um von seinem Glauben Rechenschaft zu geben. Dieser wußte es aber aus wichtigen Gründen mit aller Bescheidenheit abzulehnen. Gleichwohl mußte er doch vor dem päpstlichen Gesandten, dem Kardinal Thomas de Vio von Cajeta, erscheinen, und da er nicht alles unbe-dingt widerrufen wollte, sondern noch gründli-che Belehrung und Widerlegung verlangte, wo-zu sich aber der vornehme Prälat gegen den ge-ringen Mönch nicht herablassen wollte; so er-gieng der Bannfluch des Papstes gegen ihn. Aber der Bannfluch hatte schon viel von seiner Kraft verlohren. Luther ließ sich dadurch gar nicht schrecken. Voll Vertrauen auf seine gute Sache, griff er den Papst selbst an, obgleich die-ser die deutschen Fürsten zur Vollziehung des Banns aufforderte und Luthers Schriften durch

den Henker verbrennen ließ, auch seinen Kezzermeistern befahl, Luthern zu fangen und mit Füßen zu treten; so fand Luther immer mehr Freunde und Vertheidiger. Um sich an dem Papst wieder zu rächen, verbrannte er auch den Bannbrief, nebst dem päpstlichen Gesetzbuche, kündigte dem römischen Hofe den Gehorsam auf und appellirte an eine allgemeine unpartheiische Kirchenversammlung, um über ihn und den Papst zu richten.

Nun rief der Papst den obersten Beschützer der Kirche, den Kaiser, auf, um Luthern mit aller Macht anzugreifen. Karl ließ Luthern 1521 auf den Reichstag zu Worms vor sich kommen, und nachdem er ihn gehört hatte, mochte er auch wohl manche Meinung nicht mißbilligen; allein aus einer verabscheuungswürdigen Politik, um den Spaniern nicht zu mißfallen und den Papst zu seinen Absichten gegen Frankreich geneigt zu erhalten, erklärte er Luthern und dessen Freunde in die Reichsacht und befahl alle seine Schriften zu verbrennen und sich seiner Person zu be-

mächtigen. Da der Kaiser aber bald darauf Deutschland wieder verließ; so eilten die Reichsverweser Ludwig von der Pfalz und Friedrich von Sachsen gar nicht, dieses Wormser Edikt zu vollziehen, weil sie es besser einsahen, daß es endlich Zeit sey, die Macht des Papstes zu schwächen und sie schon die Hoffnung hatten, ihre eigenen Freyheiten und Hoheitsrechte durch die Bemühungen des kecken Mönchs zu befestigen. Der gutmüthige Friedrich hielt ihn sogar in seinem Bergschloß Wartburg verborgen. Hier übersetzte er einen Theil der Bibel und mehrere Schriften zur Befestigung seiner Lehre, und diese Wahrheiten wurden mit Feuer und Nachdruck vorgetragen, so daß sie sich reissend schnell über ganz Europa verbreiteten.

Die Deutschen waren durch die Verbindungen mit Ausländern, mit den Sitten und Kenntnissen anderer Völker, besonders mit der Verfassung Italiens, der Verfahrungsart des Römischen Hofs und der dasigen Geistlichkeit bekannter geworden. — Die wahre Gelehrsamkeit drang mit Hülfe der Buch-

druckerkunst und des Buchhandels durch die Verbindung, welche die Handlung und das Postwesen gewährten, in allen Ständen, selbst unter dem Adel ein. Man fing an selbst zu denken, über alle Gegenstände menschlicher Angelegenheiten, des Staats und der Religion; man stellte Untersuchungen an, um sich wechselseitig mitzutheilen. Durch das Lesen der Schriften der Alten lernte man Tugenden und Laster unterscheiden und würdigen, Menschenrechte, Geschmack und Cultur kennen lernen und schätzen. Man fing an einzusehen, daß der wahre Werth des Menschen nur in dem freyen Gebrauche seiner Vernunft bestehe; die Geschichte lehrte nun laut, auf welche empörende Weise sich die Priesterherrschaft gebildet und erhoben hatte, und durch welche verabscheuungswürdige Mittel sie die Völker in der Unterwürfigkeit und Blindheit zu erhalten strebe. Schon hatte Peter Waldus, Wiklef, Huß und Savanarola für die Wahrheit gekämpft und geblutet. Aber die sparsam ausgestreuten Funken waren besonders mit Beyfall

fall aufgefangen und loderten schon so hell in die Höhe, daß es nur noch an einem muthigen Verfechter fehlte, die Fahne des Aufstandes gegen jene Unterdrückung zu schwingen. —

Es war abzunehmen, sagt der Geschichtschreiber, daß diese Revolution zuerst die Kirchenverfassung treffen würde. Die Religion war durch willkührliche Zusätze nunmehr so entstellt, daß sie dem Christenthume, wofür man sie doch ausgab, gar nicht mehr ähnlich war. Neben dem einzigen Gotte, der einfach und unveränderlich ist, verehrte man eine unzählbare Menge Heilige, die man eifriger als das höchste Wesen selbst anrief. Man stellte sie aller Orten auf in mancherley Abbildungen und zwang das Volk, vor diesen geschmacklosen Bildern niederzufallen. Man küßte Menschenknochen mit Ehrfurcht, verehrte alte Lumpen und wallfahrtete nach ihnen. Jedes Land, jede Stadt, jedes Dorf hatte seinen Schutzgott. Besonders verehrte man die Maria, bekannt wegen ihrer Demuth und Sorgfalt, womit sie den glücklichsten Lehrer der Menschen

erzog; man erhob sie über die Allmacht; die Gottesverehrung bestand nur in leeren Ceremonien. Die Priester gaukelten unaufhörlich durch erdichtete Wunder dem Volke Blendwerk vor. Gebete, Predigten und Gesänge waren Laute ohne Menschenverstand, gewöhnlich in einer ausländischen Sprache. Man belastete das Volk mit Geldauflagen für Ablaß, für die Sünden in dieser und jener Welt. Der Religionseifer oder vielmehr die Herrschsucht der Geistlichkeit, suchte immer mehr Länder und Menschen ihrer Tyranney zu unterwerfen; sie erfand ein eignes Geschäft, Andersdenkende im Glauben, Christen und Nichtchristen, zu verfolgen, ungehört zu verdammen, zu martern, in scheußlichen Kerkern eines langsamen Todes sterben zu lassen, oder öffentlich mit teuflischer Schadenfreude zu verbrennen. — Und die Triebfeder von allen diesen Abscheulichkeiten war ein Geistlicher, ein Bischof, der sich durch Gewalt und Ränke über seine Amtsbrüder emporgeschwungen und sich über alle Monarchen gesetzt hatte; ein Despot, furchtbarer als alle

Tyrannen der Erde, der mit einem einzigen Worte Könige vom Throne stoßen, Unterthanen vom Eide der Treue lossagen, und aufgewiegelte Länder rauben und verschenken konnte; ein Gott auf Erden, vorgeblicher Statthalter Christi, dem man sich nur auf den Knien nähern durfte, dessen Füße zu küssen Seligkeit war, der die Religion nach seinem Gefallen ändern durfte, der einzige Richter in Glaubenssachen — allwissend und untrüglich. Von seinem Throne herab untersagte er den Gebrauch der Vernunft, verbot das Lesen der Bibel. Daher jene Unwissenheit und fürchterliche Finsterniß. Daher jene allgemeine Sittenlosigkeit, Ausschweifungen und Greuel, vor welchen die Menschheit schaudert. Bellarmin, der eifrigste Lobredner des Papstthums, sagt selbst: vor Luthern war keine Ernsthaftigkeit in der Kirche, keine Zucht in den Sitten, keine Furcht vor Gott, ja fast gar keine Religion mehr. Die Sacramente wurden mit Füßen getreten; Laster herrschten. Auch die Kirchenversammlung zu Pisa 1511 schrieb an den Kai-

ser Maximilian und bat ihn um Beystand. Die Religion fällt dahin, sagte sie; die Frommen werden unterdrückt; die Bosheit siegt; die Gerechtigkeit wird nicht mehr gehandhabt. Aber was konnten Kaiser, Könige und Kirchenversammlungen helfen, selbst blind und Sclaven des römischen Hofs, aus dessen Polyphemus Hölle, Tod und Vernichtung auf ihr Haupt geschleudert wurde?

Der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen, das Haupt des Schmalkaldischen Bundes, wurde bey Mühlberg geschlagen und gefangen genommen. Hier ließ ihm Karl V. das Leben absprechen. Das Todesurtheil wurde ihm vorgelesen, als er eben mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig-Grubenhagen Schach spielte. Der Churfürst entschlossen, eher das Leben zu verlieren, als die erlangte Freyheit und Aufklärung in Religions-Sachen abzuschwören, hörte das Urtheil so standhaft an, daß er nach geendigter Vorlesung zum Herzog sagte: Nun weiter im Spiele. Obgleich

der Kaiser, durch diesen hohen Muth gerührt und durch die Vorstellungen vieler Fürsten, ihm das Leben schenkte; so beraubte er ihn doch seiner Würden und des größten Theils seiner Länder.

Assembleegesetz von Catharine der Zweyten.

Als Catharina die zweyte den russischen Thron bestieg, war es noch in Rußland Sitte, daß die vornehmsten Damen von ihren Männern eingesperrt, ihre Lebenszeit auf ihren Zimmern verleben mußten. Um diese Sitte abzuschaffen, gab die Kaiserin den Befehl, deß man Assemblees geben sollte. Es geschah zwar, aber der Erfolg war, daß man sich nicht darein finden konnte, und dabey so viele Unanständigkeiten vorfielen, daß die Kaiserin sich entschloß, Gesezze zu geben, die nun freilich in unsern Zeiten ins Lächerliche fallen würden. In ihrer Tracht waren die Russen noch so weit zurück, daß die

Damen noch Mardermützen, und Tuchpelze trugen. Nun traten aber Atlaß, Taffet und die neuesten Aufsätze nach der Englischen Mode an deren Stelle; die Kaiserin schrieb dieses alles vor, und gab die Gesetze, wie man sich in den Assembleen verhalten sollte:

Art. 1.

Ein jeder, in dessen Hause Assemblee ist, soll es durch einen an seine Hausthüre geschlagenen Zettel, oder durch eine andere öffentliche Nachricht für Personen beyderley Geschlechts bekannt machen.

Art. 2.

Die Assemblee soll nie vor 4 oder 5 Uhr Nachmittags angehen, und nicht später als bis 10 Uhr des Abends dauern.

Art. 3.

Der Hausherr soll nicht verbunden seyn, wenn seine Gäste kommen, ihnen entgegen zu gehen, oder sie zu begleiten, wenn sie weggehen, auch nicht schuldig seyn sie zu unterhalten. Doch soll er aber gehalten seyn, ihnen Stühle,

Lichter, Getränke und Liqueurs, Karten, Würfel und die gehörigen Bedürfnisse zum Spielen zu geben.

Art. 4.

Keine Stunde soll bestimmt seyn für die Gäste, weder zum Kommen noch zum Weggehen, wenn man nur erschienen ist.

Art. 5.

Es soll einem unbenommen seyn, sich zu sez-zen, herum zu gehen, oder zu spielen. Keiner soll den andern aufziehen, (spotten) oder bemerken, was der andere thut, bey Strafe den großen Adler auszutrinken, (einen großen Becher Brandwein in Form eines Adlers, ohngefähr eine Kanne oder Maaß haltend) auch soll sich die Gesellschaft beim Kommen und Weggehen nur grüßen.

Art. 6.

Alle Personen von Stande sowohl Oberofficier, als Kaufleute und Großhändler, Künstler, Handwerksmeister, sonderlich Zimmerleute

und die sämmtlichen Kanzleidiener, sollen Zutritt zur Assemblee haben.

Art. 7.

Die Bedienung soll sich an einem angewiesenen Platze aufhalten, um keine Unordnung zu machen, oder den Platz im Zimmer zu schmälern, ausgenommen die, welche von der Herrschaft dabey die Aufwartung hat.

Art. 8.

Keine Dame soll sich unter keinerley Vorwand in der Assemblee betrinken, und denen Herren soll es streng untersagt seyn, sich vor 9 Uhr zu betrinken.

Art. 9.

Wenn die Damen in der Assemblee um Pfänder, oder andere kleine Spiele, als: Frag- und Antwort u. d. gl. wo Pfänder ausgegeben oder eingelöst werden, spielen; so sollen sie sich gesittet dabey verhalten und dem Wohlstande nicht zu nahe treten. Kein Mann soll einen Kuß mit Gewalt nehmen wollen, auch durchaus seine Frau in der Assemblee nicht schlagen, bey Strafe gänzlich ausgeschlossen zu werden.

Kaiser Joseph der zweyte ging bey seinem Aufenthalte in Paris nach St. Denis, der Tante des Königs einen Besuch abzustatten und zugleich auch die Gräber der Könige in dieser Abtei zu besehen.

Das waren für ihn die zwey rührendsten Gegenstände, die ihn dahin zogen.

Eine Prinzessin von Frankreich, die dem Schooße und den Freuden eines der glänzendsten Höfe in der Welt entsagte, und sich einem schauervollen Aufenthalt, wo nichts als Tod vor Augen schwebt und nur einförmige traurige Stille das Gehör füllt, Zeitlebens überließ, schien ihm unter den größten Seltenheiten dieses Königreichs nicht die Kleinste zu seyn. Er sah sie und seine ganze Zärtlichkeit ward rege und wallend. Von so heiligen Empfindungen begleitet ging er in die Kirche der Abtei, in welcher er sich gleich beim Eintritte vernehmen ließ: hier sind die Könige eben das, was bey den Kapuzinern zu Wien die Kaiser sind.

Unter den Mausoleen, welche hier Treue und Ehrfurcht Monarchen errichteten, wurde das Grabmahl des Marschalls von Túrenne vor andern von ihm bemerkt. Er ist (sagte er) nach seinem Tode, wie in seinem Leben, an seiner rechten Stelle.

Man weiß, daß dieser große Mann noch keine Grabschrift hat. Als jemand wahrnahm, daß sich der Kaiser darnach umsah, sagte die Person: es ist noch keine Grabschrift für den Helden erfunden. Sie haben ihm in dem Augenblicke eine gemacht, mein Herr, erwiederte der Kaiser mit ganzer Lebhaftigkeit.

Zu Straßburg hatte der Marquis von Vogûe die Ehre, dem Kaiser unter allen Merkwürdigkeiten auch die in der St. Thomas Kirche zu zeigen, welcher vorzüglich bey dem berühmten neuen Grabmahle des Marschalls, Grafen von Sachsen, eine geraume Zeit zu verweilen beliebte, und da sich der Monarch bey dem Commandanten, dem Marquis von Vogûe, für alle gehabte Mühe bedankte, sagte er noch im

Scherz: Herr Marquis! das war in der That zu viel für einen kleinen Reichsgrafen; wenn sie sich für alle so eifrig bemühen wollen, so werden Sie viel zu schaffen haben. Ach, mein Herr Graf, versetzte der Marquis; — es ist ein Unterschied unter den Grafen; — mit den andern wollen wir uns schon abfinden. Am andern Morgen fand sich der Marquis in des Kaisers Wohnung ein, um die Befehle des hohen Reisenden zu hören, welcher ihn erblickte und so schnell eilte, daß er ihm Zeit und Mühe abgewann, die Treppe hinauf zu steigen. Lieber Herr Marquis, wenn ich in meinem Leben so viel Stufen hinauf gestiegen bin als Sie, (sagte der Monarch zu dem verdienten Greise) dann soll es mir auch wohlgefallen, wenn man mir auch die letzte erspart.

Auf der Reise nach Paris kam der Kaiser einmal etwas früher an, als man ihn vermuthet hatte und fand keine Pferde. Der Postmei-

ster, der ihn nicht kannte, bat um ein wenig Gedult, weil er alle seine Pferde fortgeschickt hätte, seine Gevattern einzuhohlen, die der Taufe eines Sohnes, den ihm seine Frau geboren hätte, beywohnen sollten.

Der Kaiser sagte: es hätte nichts zu bedeuten, er wollte schon warten, und bot sich zum Taufzeugen an. Der Postmeister war es zufrieden. Da er den Fremden nicht kannte; so zog er ihn seinem Vater, dem Pachter, der darzu gebeten war, vor. Der Taufaktus ging vor sich. Der Geistliche fragte den Gevatter, wie gewöhnlich, um seinen Namen.

Joseph, war die Antwort des Kaisers.

Ja, aber mit dem Zunahmen?

Joseph — dächte ich, wäre genug — aber doch — Nun Joseph der Zweyte. —

Der zweyte? fragte der Geistliche etwas mißtrauisch — doch meinetwegen! Und die Qualität oder der Charakter? — Wer sind Sie? um Verzeihung! —

Antwort: der Kaiser! —

Diese Antwort brachte den armen Geistlichen ganz außer Fassung, die Umstehenden waren alle so erschrocken, daß sie da standen und sich wechselseitig ansahen.

Der Postmeister fiel dem Kaiser zu Füßen, der ihn reichlich beschenkte, und für seinen kleinen Pathen zu sorgen versprach.

Ein alter Officier kam in Brüssel zum Kaiser, um zu bitten, daß er ihn in Ruhe setzen möchte. Als er vor den Monarchen kam, sagte er zu ihm: Es thut mir leid, daß ich unfähig bin, länger in Diensten Ew. Majestät zu bleiben. An Muth fehlt es mir nicht, aber meine Kräfte und meine Gesundheit sind geschwächt.

Wie lange sind Sie denn schon in Diensten? fragte der Monarch.

Vierzig Jahre.

Wie alt sind Sie?

Siebenzig Jahre.

Nun dann (fuhr der Kaiser fort) Sie sollen Ihren Gehalt zum Gnadengehalt behalten.

Dürfte ich Ew. Majestät um eine zweyte Gnade bitten?

Worin besteht solche?

Ich möchte mich gern zu meinem Vater begeben.

Sie haben noch einen Vater; Ey, wie alt ist denn dieser?

Hundert und Zehn Jahre; er befindet sich wohl und hat mir melden lassen, sein sehnliches Verlangen wäre, mich wieder zu sehen um in meinen Armen sterben zu können.

Alle Ihre Bitten sind Ihnen gewährt; gehen Sie zu diesem verehrungswürdigen Vater und grüßen Sie ihn im Namen Josephs des Zweyten.

Joseph, war zu sehr ein Freund von Gelehrten, als daß er nicht hätte sollen den berühmten aber unglücklichen und schmachtenden Philosophen — Rousseau besuchen. Er kam zu Rousseau, als dieser eben über Musikalien saß und solche abschrieb. Der Frage, die Joseph an den Welt-

weisen that, sieht man es an, daß sie aus einem Herzen floß, welches mit dem Schicksale desselben Mitleiden hatte. Wie (sagte er) ein Mann, der so vortreflich schreibt und der Welt in seinen Schriften so guten Unterricht giebt, ein solcher Mann giebt sich mit Musikalien ab? Der Gelehrte schien, aus der muntern Antwort zu urtheilen, den Trost des Menschenfreundes gefühlt zu haben. — Ich habe lange, versetzte er, den Franzosen Gelegenheit gegeben zu denken, aber umsonst, sie dachten nicht. Jetzt gebe ich ihnen Gelegenheit zu singen, und sie singen.

Zu Ferney, dem ehemaligen Ruhesitze des Nestors vom französischen Parnasse, Herrn von Voltaires, wurden die Postpferde nahe an der Wohnung dieses allgemein bekannten Schriftstellers und Dichters gewechselt, so nahe, daß jemand gegen den Kaiser die Erinnerung wagte, daß hier der berühmte Mann wohne, und ob Se. Majestät nicht beliebten, ihn zu sehen? worauf der Kaiser ganz kaltblütig antwortete: „Ich habe seine Bildsäule schon gesehen.“ Er soll

einen Haß gegen ihn gehegt haben, weil er in seinen Schriften die Religion so verspottet und die Sitten so verderbt hat.

Aber nicht so gegen Hallern. Zu Bern besuchte der Kaiser den würdigen Greis. Haller, von Alter und Krankheit niedergedrückt, lebte bey Josephs Anblick ganz wieder auf. Er hatte Gegenwart des Geistes, Stärke und Fertigkeit, und erweckte durch seine lebhafte Unterhaltung bey dem Monarchen eben so viel Bewundrung als Vergnügen.

Er war mitten in seiner Arbeit, als der Kaiser in sein bescheidenes Zimmer trat; Haller sprach zuerst und sagte:

Gnädiger Herr, Sie erweisen einem sterbenden Greise zu viel Ehre.

Der Kaiser, der ihn ganz mit Papieren und Büchern umgeben sah, fragte gleich: ob ihn die Arbeit nicht ermüde?

Haller antwortete, die Arbeit sey sein einziges Labsal; dadurch allein vergesse er zuweilen seine körperlichen Leiden. —

Dichten Sie noch? fuhr der Kaiser fort.

Das war meine Jugendsünde, antwortete Haller. Herr von Voltaire allein macht Verse in seinem achtzigsten Jahre.

Dieser merkwürdige Besuch dauerte eine ganze Stunde.

Ein Billet, welches Joseph der Zweyte nach dem Hinscheiden der Kaiserin Maria Theresia an den Fürsten von Kaunitz schrieb.

„Bis hieher wußte ich bloß gehorsamer Sohn zu seyn und das war beynahe alles, was ich wußte. Durch den tödlichen Schlag sehe ich mich nun an der Spitze meiner Staaten und beladen mit einer Last, die ich für meine Kräfte zu schwer erkenne. Was mich aber dabey noch aufrichtet, das ist die Ueberzeugung, daß durch die Fortsetzung Ihrer Unterweisungen, und Ihres guten Raths, ich mich in dieser wichtigen und schweren Auflage wesentlich erleichtert finden

werde; und ich sende Ihnen deswegen dieses zu, um Sie hierum auf das dringendste zu ersuchen.“

Joseph.

Bey einem Abendessen der ganzen königlichen Familie in Paris, nach welchem gespielt wurde, geschahe es, daß der Kaiser an einem Spieltische, (wo Madame Adelheit, des Königs Tante, spielte) stand, und sich mit dem Ellbogen auf den Lehnstuhl dieser Prinzessin stützte. Die Prinzessin, indem sie sichs jetzt auch bequem machen wollte, sagte lächelnd zu ihm: „Herr Graf, mich dünkt, Sie vergessen Ihr Inkognito!“ „Sie haben recht (erwiederte Joseph mit munterer Stirne) aber ich befinde mich recht wohl dabey.“

In einer sehr angenehmen Gegend auf der Reise nach Paris, hielt der Kaiser an einem Dorfe, das dicht an einem Walde lag, stille, um die Gegend in Augenschein zu nehmen. Er ging in Erwartung des Mittagsmahls mit einem Cavalier ganz langsam fort; sie unterhielten sich von

diesem und jenem. Das anmuthige Wetter, der da wirklich herrschende Reitz der Natur, führten sie ein wenig zu tief in das Gehölze; sie verirrten sich und verloren den Weg, endlich erblickten sie einen Lustgang, der, so wie es in der Ferne schien, auf ein angenehmes Lustschloß führte. Sie gingen also gerade darauf zu und fanden, daß sie sich nicht getäuscht hatten; gingen in das Schloß und fragten nach dem Herrn desselben. Der Herr, hieß es, wäre nicht zu Hause, aber die gnädige Frau. Sie erschien sogleich als sie fremde Stimmen hörte und fragte sehr gefällig und bescheiden, was sie zu befehlen hätten. Joseph, der sie für eine sehr artige Frau hielt, bat um Erlaubniß sich ein wenig hier umsehen zu dürfen; mit der größten Artigkeit gestand sie es diesen hohen Anwesenden zu.

Aber, versetzte sie, meine Herren, ehe sie noch etwas unternehmen; so haben Sie die Güte und nehmen vorlieb bey mir mit einer Suppe, sie ist bereits schon auf dem Tisch. Zugleich aber bat sie sich auch aus, daß sie erlauben möchten, wenn

sie gebot, daß sie aufständen, weil der Kaiser diese Gegend um diese Zeit passiren würde, auch lobte sie seine Naturgaben, daß er ein so vortreflicher Fürst wäre.

Beyde Herren mochten sie versichern wie sie wollten, daß sie zu seinem Gefolge gehörten; so war sie doch nicht zu beruhigen. Indessen sie setzten sich zur Tafel und sprachen von verschiedenen Sachen, wodurch sie sehr viel Verstand zeigte. Die gnädige Frau suchte aber immer das Gespräch wieder auf den Kaiser zu lenken. Sie war überaus feurig mit dem Lobe seiner Tugenden und erhabenen Eigenschaften seines Herzens und Geistes. — Kurz: sagte sie, er ist ein vollkommener Fürst und ich brenne vor Begierde ihn zu sehen. Sie bat sie aufzustehen mit einem Ton, der nicht anders als schmeichelhaft für den Kaiser seyn konnte.

Der Monarch nahm Abschied von der Dame mit dem Ausdrucke: Madame ich kann unterdessen ihre Sehnsucht stillen; hier ist eine Dose mit seinem Bildnisse.

Die Dame besah die Dose und fand sogleich, daß es das Bildniß dessen war, den sie die Ehre gehabt hatte zu bewirthen. Freudenthränen rollten ihre Wangen herunter und in dieser Bestürzung verließ sie der Kaiser um ihr den Dank zu ersparen.

Als der Kaiser Joseph sich in Kehl befand und, da die Pferde gewechselt wurden, im Begriff war, die alten Hornwerke der alten Reichsfestung zu besehen, begegneten ihm zwey französische Officiere. Als er sie fragte, von welchem Regiment sie wären? gaben sie zu Antwort: von Lionnois. — So liegen Sie also meine Herren in der Citadelle in Besatzung? Ja mein Herr Graf, erwiederten diese und folgten ihm mit entblößtem Haupte. Der Kaiser, der darauf nicht geachtet hatte, sah sich um und bat sie sich zu bedecken. Einige Augenblicke nachher ward er wieder gewahr, daß sie sich noch nicht bedeckt hatten, und sprach in einem gefälligen Tone: in Wahrheit meine Herren, wenn Sie Ihre Hüte nicht aufsetzen; so muß ich den meinigen

auch wieder abnehmen. Er that es auch wirklich und nöthigte sie dadurch die ihrigen aufzusetzen.

Joseph der zweyte fuhr einmal spatziren, da kam ein achtjähriger Knabe an seinen Wagen gelaufen und bat, Seine Majestät möchte ihm nur einen Gulden schenken. Was willst du mit so viel Geld machen? war die Frage des Kaisers. Der Knabe gab ganz dreist zur Antwort; freylich ist es viel, aber ich muß es haben, ich habe eine arme kranke Mutter, sie ist so fromm, so gut, und sie hat mich fortgeschickt, um einen Doktor zu hohlen. Nun bin ich schon bey zweyen gewesen, aber keiner will unter einem Gulden kommen und meine Mutter ist doch so krank. Ach! Ihro Majestät nur um einen Gulden bitte ich, ich will in meinem Leben nicht wieder betteln. Der Kaiser durch diese Bitte des Kleinen gerührt, ließ sich die Wohnung ganz genau von ihm beschreiben und gab unterdessen dem Kna-

ben den Gulden. Voll Freude des Herzens, lief der Knabe spornstreichs zum Doktor, ohne sonderlichen Dank abzustatten. Die Folge entschuldigte den kleinen Bettler sehr.

Der Monarch, der sich von der Wahrheit selbst überzeugen wollte, fuhr vor die Hütte der Frau hin, stieg aus und hüllte sich in seinen Oberrock, um nicht erkannt zu werden. Wie ein Bote des Himmels trat er in die Wohnung ein und fand eine sehr kranke Frau auf einem Bette liegen. Die arme Kranke freute sich des Besuchs und glaubte den Doktor bey sich zu sehen und entdeckte dem Monarchen ihre ganze Krankheit.

Joseph ließ sie auserzählen und verlangte Dinte und Feder. Seyn Sie so gütig und nehmen dort das Schreibzeug meines Sohnes herab, da werden Sie alles finden, sagte sie ganz gelassen. — Der Monarch nahm es, schrieb und befahl ihr, das Recept dahin zu schicken, wo die Apotheke benennet sey, wünschte ihr wohl zu leben und ging mit dem freudigen Herzen eine arme Kranke getröstet zu haben, davon.

Kurz darauf kam der kleine Knabe mit dem wirklichen Doctor. Der Knabe erzählte was mit ihm und dem Kaiser vorgefallen und die Mutter erzählte was ihr unterdessen begegnet war. Man wunderte sich. Dort, sagte sie, liegt das Recept: der Doktor untersuchte es. Ja sagte er, dieser Arzt kann besser verschreiben als ich. Es war der Kaiser, der dieses Recept schrieb. Es ist eine Anweisung an den Kammer-Zahlmeister auf 50 Ducaten. Die Freude war groß, aber die gute Frau wurde noch kränker durch den schnellen Wechsel von Freude. Doch kam sie nach und nach wieder zu Kräften und ihre Genesung hatte sie Niemanden anders zu danken, als dem gütigen und erhabenen Landesvater.

In Abwesenheit des Kaisers meldete sich bey dem Fürsten von Kaunitz eine arme Officiers Witwe und bat sehr um eine Pension. Es soll Ihnen geholfen werden, sagte der Fürst und würdige Minister. Den andern Morgen

ließ er einen Hofsänger kommen. Sagen Sie mir einmal, wie viel haben Sie Besoldung? Tausend Gulden, versetzte der Virtuose. — O! sagte der Fürst, Sie könnten die Ehre haben eine schöne Handlung zu thun, wenn Sie der Witwe eines braven Officiers jährlich von Ihrem Gehalte 200 Gulden abgäben. Nein, das muß bezahlt seyn, antwortete der Virtuose und klopfte an seine Kehle. Lieber meinen Abschied. — Sie sind ein edelmüthiger Mann, antwortete der Fürst: fünf Nothleidenden kann ich nun helfen, und — Ihnen, hier ist Ihr Abschied. Die Witwe des Officiers ließ der Fürst sogleich rufen, gab ihr ein Präsent von 200 Gulden und eine eben so hohe jährliche Pensions-Versicherung mit den Worten: danken Sie nicht mir, sondern diesem Herrn, der die Güte hat, solche Ihnen abzutreten. Der Virtuose vergaß Triller und Kadenzen und entfernte sich. So durfte ein Minister ohne Vorbewust seines Monarchen handeln, da er wußte, daß die That edel und zugleich überzeugt war, daß die Edelmuth seines

Monarchen ein Gleiches gethan haben würde. Kaum hatte der liebenswürdige Kaiser die schöne Handlung gehört; so ließ er, (um den Fürst von Kauniß von seiner Zufriedenheit zu überzeugen) die arme Officiers Witwe noch einmal kommen und legte ihr zu jenen 200 Gulden noch 200. Gulden zu.

Einmahl ritt der Kaiser spatzieren nur von einem Reitknecht begleitet, auf ein von Wien nicht weit entlegenes Dorf und da sie nicht den ordentlichen Weg ritten; so hatte der Reitknecht das Unglück mit seinem Pferde in einen Schneehaufen zu versinken. Gleich sprang der Monarch vom Pferde und suchte alle Kräfte anzuwenden, seinem Knechte heraus zu helfen, aber es war ihm nicht möglich, er versank selbst, so, daß er mit vieler Mühe sich selbst kaum wieder heraus winden konnte. Hierauf ritt er so schnell als möglich nach Hülfe in das nächste Dorf, wo einige seiner eigenen Wagen mit Fuhren zu thun hat-

ten, ließ gleich zwey Pferde abschneiden und einige Leute mußten mitkommen und so jagte er voraus, ihnen den Ort zu zeigen. Der Reitknecht wurde halb todt herausgezogen und glücklich wieder zu rechte gebracht. Der Kaiser beschenkte ihn und diejenigen die ihm heraus geholfen.

Zusammenkunft Josephs des Zweyten und Friedrichs des Zweyten in Neiß.

Der König war dem Kaiser bis Neiß entgegen gekommen mit dem Cronprinzen Friedrich Wilhelm dem zweyten und einigen Generalen um ein Lustlager in dasiger Gegend zu halten.

Die Helden Lascy, Laudon und der Oberstallmeister Graf von Dietrichstein, waren des Kaisers Begleiter.

Den grauen Brennenheld, der so viele blutige Schlachten mit seiner Mutter geliefert hatte, näher zu sehen und kennen zu lernen, war

schon längst sein eifrigster Wunsch gewesen. Friedrich bewillkommte ihn mit den Worten:

Dieß ist der glücklichste Tag meines Lebens! — und Joseph erwiederte:

Nun sind meine Wünsche erfüllt! —

Als nachher der König den Kaiser oben an gehen lassen wollte, schlug es letzterer mit der ihm sehr eigenen Bescheidenheit aus, indem er sagte: das Alter geht voran, und der Sohn muß sich nie über die Verdienste seines Vaters, von dem er erst noch zu lernen gedenkt, wegsezzen wollen. Friedrich konnte die Helden Lascy und Laudon nicht genug ansehen, besonders den leztern, der ihm so viele schmerzliche Streiche beygebracht hatte; indessen begegnete er ihnen, wie sie es verdienten, mit der größten Achtung. Er zog sie auch neben ihrem Monarchen mit zur Tafel. Als Laudon dem Könige gegenüber gesezt wurde, wollte dieser, daß er neben ihm sizzen sollte, um ihn näher kennen zu lernen. Der Kaiser sagte: Ei! da haben Ew. Majestät ihn ja gerade im Gesichtspunkte und können ihn auf

alle Art beobachten. — Ei! versetzte Friedrich, so habe ich ihn schon oft placirt gehabt; ich sehe ihn lieber zur Seite als gegenüber.

Der Adel zu Wien beschwerte sich bey dem Kaiser, daß alle Spatziergänge dem Pöbel so gemein wären als ihnen, und daß der Adel niemals eine Lustparthie haben könnte, an welcher nicht auch der kleine Adel und Bürger Antheil nähme. — Hierauf versetzte der Kaiser:

O! wenn ich immer um meines Gleichen seyn wollte; so müßte ich zu den ehrwürdigen Vätern der Kapuziner in die Kaiserl. Königl. Gruft steigen und darin meine Tage verleben. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung und der hat einen Vorzug vor andern bey mir, der gut denkt und ehrlich handelt, und nicht der, der nur Fürsten zu Stammvätern hat.

Ein Herr von Kekkeritz, der bey dem König Friedrich Wilhelm dem dritten sehr in Gnaden

steht und sich sehr bescheiden darin zu erhalten weiß, hatte die Gewohnheit, wenn sie von der Tafel aufgestanden waren, sich zu entfernen und auf seinem Zimmer eine Pfeife Toback zu rauchen. Die Königin bemerkte dieses und suchte zu erforschen, warum der Herr von Kekkeritz sich immer entfernte. Endlich brachte sie in Erfahrung, daß er eine Pfeife Toback rauchte. Kaum war ihr dieses bekannt; so ließ sie eine Pfeife kaufen und durch einen Bedienten, Pfeife und Wachsstock parat halten; da man nun am andern Tage von der Tafel aufstand und der Herr von Kekkeritz seiner Gewohnheit nach auf ein ander Zimmer gehen wollte um eine Pfeife zu rauchen; so sagte diese herzlich gut gesinnte Königin: wo wollen Sie hin lieber Kekkeritz? Es ist schon alles besorgt. Stelle dir einmahl vor, sagte sie zu ihrem Gemahl; weißt Du wohl, warum sich Kekkeritz allemal nach Tische entfernt hat? Er hat eine Pfeife Toback geraucht, die kann er ja bey uns auch rauchen. Der Bediente zündete den Wachsstock an und

überreichte die gestopfte Pfeife dem Herrn von Kekkeritz.

Der große Herzberg, Minister des preussischen Hofs, sagte bey Entstehung der Revolution in Frankreich: der nothwendige Druck der Gewalt legt sich weit gelinder auf der Deutschen Nacken, als auf die brausenden Franzosen. Der Deutsche duldet gern und tritt mit edler Aufopferung einen Theil seiner Freiheit dem Wohle des Ganzen ab. Nur rollt ein unsterbliches Vermächtniß seiner Väter in seinen Adern. Es heißt Tyrannenhaß! Seine Ruhe gleicht dem Schlummer des Löwen: zittre, wer ihn aus demselben aufreitzt.

Fürst Potemkin sprach zum Effendi, als er bei dem Friedensschlusse 1791 um Nachlaß bat, acht Tage vor seinem Ende: Sage du in meinem Namen deinem Großvezier, ja wenn du willst auch deinem Sultan, daß, wenn ihm meine Bedingnisse, von welchen ich kein Haar breit

abgehe, nicht recht sind, kein andres Mittel wäre, als den Prozeß von neuem anzufangen. Und acht Tage darauf starb er auf einer Reise, wo man ihn aus dem Wagen heben mußte, auf freiem Felde. Sein Leichnam wurde mit militärischer Pracht unter einem geräumigen kostbar ausgeschlagenen Zelte öffentlich zur Schau ausgestellt. Er lag auf 12 Stück schweren Kanonen, die mit erbeuteten Fahnen bedeckt und mahlerisch ausgeziert waren und 300 von der Nobelgarde paradirten um das Zelt.

Er hinterließ 50 Millionen baares Geld, war Ritter von zehn Orden und führte den größten Orientalischen Staat, welcher Millionen kostete.

Karl der zwölfte König von Schweden flüchtete in die Türkey, da er von den Russen total geschlagen worden war. Zu seinem Unterhalte bekam er vom türkischen Kaiser täglich 500 rthl. und hatte übrigens Alles frey. Da er sich aber übel betrug; so erhielt er in Demotika bey

Adrianopel

Adrianopel nur noch 25 rthl. — des Tags. Von hier ging er nach Tergoviß, verließ an der Grenze von Siebenbürgen die türkische Begleitung und ritt 300 Stunden Post mit dem Obristen von Döring nach Stralsund. Hier war es, wo, als er seinem Secretair in die Feder dictirte, eine Pompe in sein Zimmer fiel. Der Secretair erschrack und sah den König an. Schreibe du nur fort, sagte der König, dictirte ganz gelassen weiter und that gar nicht als wenn etwas vorgegangen wäre.

Friedrich der zweyte König von Preußen schrieb sechs Tage vor seinem Tode an seine Schwester folgenden Brief:

Den 10 August 1786.

Meine verehrungswerthe Schwester.

Der hannöversche Arzt hat Ihnen nur sagen wollen, er habe das Aeusserste gethan, was er konnte, meine liebe Schwester; die Wahrheit aber ist, daß er mir nicht helfen konnte. Die

Alten müssen den jungen Leuten Raum machen, damit jedes Menschenalter seinen Platz finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ists nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden siehet. Indessen befinde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben meine liebe Schwester.

Mit der vollkommensten Hochachtung, meine verehrungswerthe Schwester,

Ihr

getreuer Bruder und Diener

Friedrich.

Glaubensbekenntniß eines Indianers.

Er, der Millionen Welten schuf, Er, der sie erhält, Er, der sie einst zerstören und wieder hervorrufen wird, Er ist es, den ich anbete! Fürchte und lobe den Schöpfer, thue nichts Böses, thue Gutes wo du kannst, forsche nach Weisheit, verdamme keinen, ehre den Greis, warne

den Jüngling, hilf dem Fallenden, stütze den Strauchelnden, gieb dem Armen, denk was du warst und was du einst seyn wirst.

Heinrich IV. sagte einst unter andern Großsprechereien, daß er zu Mantua frühstücken, zu Rom Messe hören, und zu Neapel zu Mittage essen wolle. Der Spanische Gesandte gab ihm darauf zur Antwort: wenn Ew. Majestät so eilen; kommen Sie früh genug zur sicilianischen Vesper. Heinrich verstand den Sinn dieser Worte, erröthete und schwieg. NB. Der Nahme sicilianische Vesper kommt daher:

Ein gewisser Johann von Procida, ein Edelmann von Salerno, der das hohenstaufensche Haus enthusiastisch liebte, faßte den Entschluß, den französischen Prinzen aus Sicilien zu vertreiben und sein Vaterland von dessen Joche zu befreyen. Er beredete den König Peter von Arragonien, die Ansprüche seiner Gemahlin, einer Tochter Manfreds aus hohenstaufenschem Ge-

blüte, auf Sicilien auszuführen und legte selbst eine Verschwörung an, daß 1282 am dritten Osterfeyertage auf das zur Vesper gegebene Zeichen alle Franzosen, 8000 Mann an der Zahl, binnen einer Stunde umgebracht wurden, worauf alsdenn Peter landete und als König anerkannt wurde.

Conrad Celtes erzählt: zu seiner Zeit waren in Nürnberg 52,000 waffenfähige Einwohner. Hier wurde zuerst ein Lehrstuhl für die Mathematik errichtet, durch ihn wurde zu Heidelberg auch die erste gelehrte Gesellschaft in Deutschland errichtet und zu Nürnberg wurde er 1487 vom Kaiser Friedrich III. öffentlich zum Poeten gekrönt. Die ganze Stadt wimmelte damals von Künstlern. Ihre Waaren gingen bis nach Cairo in Egypten und ihr Wohlstand war zu jener Zeit so groß, daß der Papst Pius II. als Augenzeuge behauptete: die Könige von Schottland würden sich glücklich schätzen, wenn sie so gut und bequem leben könnten, als ein

mittelmäßiger Bürger zu Nürnberg hauszuhalten gewohnt wäre.

Im Jahre 1791 war Paris und ganz Frankreich in dieser Verfassung: Papier, statt Gold und Silber; Glockenspeise in Geld verwandelt, weil sogar das Kupfer fehlte. — Elend und Jammer allgemein. — Das Laster triumphirend; die Altäre umgestürzt; die Kirchen durch Unanständigkeiten entweiht; vier Millionen reiche Leute zu Armen gemacht; 600 verbrannte und zerstörte Schlösser; zwey Millionen gute Bürger genöthiget ihre Sicherheit im Auslande zu suchen; hunderttausend Menschen umgebracht; eine Million Menschen durch Elend getödtet; die westindischen Inseln verloren; alle große Städte öde; alles Commerz ruinirt; die Fabriken verlassen; die Fabrikanten ohne Brod; der Staat ohne Einkünfte; die Armee ohne Officiers; die Prinzen des königl. Hauses flüchtig; der König gefangen und der bürgerliche Krieg im Anzuge.

Prinz Ludwig von Würtenberg hat den ersten rothen Orden von Friedrich Wilhelm dem zweyten König von Preußen im Juli 1792 bekommen.

Den König Alphonsus fragte einer seiner Freunde: welche Räthe er wohl für die besten hielte? Ohne sich erst lange zu besinnen, gab er zur Antwort: die Bücher; diese sagen mir, ohne Furcht, ohne Schmeicheley oder ohne irgend eine Nebenabsicht alles treulich, was ich zu wissen verlange.

Während einer Belagerung ward der Marschall von Türenne von einem Officier herausgefordert. Er nahm die Ausforderung an mit der Bedingung, den Kampfplatz selbst zu bestimmen. Er führte seinen Gegner an einen Ort, welchen das Feuer der Belagerten sehr gefährlich machte. Sein Gegner ward blaß. Fürch-

ten Sie sich, redete Türenne ihn an, vor den Kugeln? Die wahre Herzhaftigkeit bestehet darin, für das Vaterland aller Gefahr zu trotzen; aber nicht darin, daß ich meinen Mitbürger einer Beleidigung wegen ermorde, welches gewöhnlich nur aus Unbedachtsamkeit herkommt.

Ein gewisser Fürst reisete nach einer seiner Provinzial-Städte mit seiner Gemahlin im Wagen sitzend. Ein Student ritt immer so nahe am Wagen her, daß der Fürst kein Wort mit seiner Gemahlin reden konnte, wenn es nicht der junge Mensch hätte hören sollen. Verdrüßlich über diese Ungezogenheit, fragte ihn der Fürst: wer sind Sie? Ich bin ein Student, war die Antwort des Reitenden. Was studiren Sie? fragte der Fürst weiter. Antwort, Jura. Mores haben Sie wohl nicht studirt, sagte der Fürst; der Student schämte sich über seine Unverschämtheit und ritt ganz stille fort.

Ein gewisser Graf fragte einst einen Juden: ob er wohl wüßte, daß man in England jetzt immer einen Juden und einen Esel zusammen aufhenkte? Nei, antwortete der Jude, da ist es gut, daß wir beyde jetzt nicht da sind.

Daß die Erfahrung die erste Lehrerin sey, mag diese Anekdote beweisen.

Ein junger Mensch bat den Grotius, er möchte ihm doch ein Buch vorschlagen, aus welchem er Weisheit lernen könnte. Mein junger Freund, sagte Grotius, nehmen Sie ein Buch weißes Papier und zeichnen Sie sich alles auf, was Ihnen in Ihrem Leben Wichtiges vorkommt. —

Ein gewisser Demona antwortete einem Spötter, der ihn fragte: wie viel Pfund Rauch man bekäme, wenn man hundert Pfund Holz verbrennte? Wiege die Asche, was am Gewichte fehlt, ist Rauch!

Jacob Cook war der Sohn eines Tagelöhners zu Warton in der Grafschaft York, geboren im Jahr 1728. Er war Matrose auf einem Kohlenschiffe, man nahm ihn von diesem weg und brachte ihn auf die königliche Flotte. Hier erwarb er sich gar bald die nöthigen Kenntnisse, so, daß er sich nicht lange darauf zum Capitain empor schwang. Er hat, wie bekannt, die Reise um die Welt dreymahl gemacht und wurde auf seiner dritten Reise auf der Insel O-why-he von den Indianern erschlagen.

Cortez, einer der klügsten und tapfersten Generale, eroberte Mexiko und machte es zu einer spanischen Provinz. Pizarro war der Eroberer von Peru. Durch Herrn Campe, der die Entdeckung von Amerika sehr angenehm beschrieben hat, sind beyde Männer sehr wohl bekannt.

Columbus aus Genua, der Entdecker des vierten Welttheils, Amerika, war ein Mann von

ungewöhnlichem Muthe, Entschlossenheit, Rechtschaffenheit und Treue. Und dennoch war Spott der Gelehrten und die Verachtung der Großen sein Lohn. Er unternahm bey geringer Unterstützung die so gefährliche als beyspiellose Fahrt im Jahre 1492. Mit wie viel tausend Hindernissen mußte er vor der Entdeckung des gesuchten Landes nicht kämpfen, besonders mit dem Zorn der aufrührischen Matrosen, er blieb sich aber immer gleich, denn er handelte nach Ueberzeugung.

Der Graf von Mannsfeld, der sich durch seine großen Thaten im dreißigjährigen Kriege unsterblichen Ruhm erworben hat, entdeckte, daß sein Sekretär mit einem kaiserlichen General, Grafen Buquoi, in einem verrätherischen Briefwechsel stände. Er hatte dieses kaum erfahren, so zahlte er ihm 300 Thlr. aus und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Buquoi, mit den Worten, er könne ihn nicht mehr brauchen.

Ein andermal ward er inne, daß man seinen Apotheker bestochen habe um ihn zu vergiften: diesem gab er eine Summe Geld, damit er nicht mehr durch Armuth verleitet werden sollte, sich zu Verbrechen brauchen zu lassen.

Alexander der Große fiel auf seiner Reise nach Persien in eine so gefährliche Krankheit, daß alle seine Aerzte die Hofnung aufgaben ihn zu retten: nur Philippus, für den der König jederzeit viel Freundschaft hegte, wagte es, bey der augenscheinlichen Lebensgefahr seines Wohlthäters das Aeußerste zu versuchen. Er verfertigte einen Trank und bat den König ihn einzunehmen. Es war aber zu eben der Zeit ein Brief von Parmenio angekommen, in welchem dieser den König vor dem Philippus warnte und vorgab, daß ihn Darius durch große Geschenke und noch größere Verheissungen gewonnen und zu der Verrätherey verleitet hätte, seinen König aus dem Wege zu räumen. Diesen Brief legte Alexander unter sein Kopfküssen, ohne Jemanden etwas davon zu sagen. Als Philippus mit

dem Becher kam und ihn Alexandern überreichte, nahm ihn der König und trank ihn unerschrocken aus, indem er dagegen dem Philippus den Brief zu lesen gab. Alexander sah den Arzt mit einem freudigen und muntern Blick an, aus welchem Freundschaft und Vertrauen hervorleuchtete; dieser ward aber wegen dieser Verleumdung ganz bestürzt; doch sprach er dem Alexander zu, gutes Muths zu seyn und sich auf seine Treue zu verlassen. Die Arznei grif den König sehr an, so daß er alle seine Sinne verlohr; aber der Arzt stärkte ihn und brachte ihn wieder zu seiner völligen Gesundheit.

Perikles, der mächtigste und angesehenste Mann in Athen, der viele Jahre lang den ganzen Staat allein regieret hat, wurde von einem liederlichen Menschen den ganzen Tag geschimpft. Er ertrug alle Beleidigungen mit Stillschweigen und führte seine Geschäfte vor Gericht aus. Als er gegen Abend nach Hause

ging, verfolgte ihn dieser Mensch und lästerte ihn auf eine schändliche Art. Perikles schwieg immer stille, bis er an sein Haus kam; da befahl er seinem Bedienten, weil es finster war, daß er ein Licht nehmen und diesen Menschen nach Hause begleiten sollte.

Der Philosoph Favorinus stritt mit dem Kaiser Adrian über die Bedeutung eines Worts, gab ihm aber nach. Seinen Freunden, die ihn deshalb tadelten, sagte er: ihr habt es nicht überlegt, wenn ihr verlangt, daß ich gelehrter scheinen soll, als er, der über dreißig Legionen zu befehlen hat.

Der Prinz von Hessen Homburg ward vor der Schlacht bey Fehrbellin vom Churfürst Friedrich Wilhelm mit 1600 Reitern ausgeschickt um die Schweden auszukundschaften. Er griff die Feldwachen an, und trieb sie bis an das Haupt-

lager. Dieses stellte sich sogleich in Schlachtordnung; und nun gerieth der zu muthige Prinz in ein Gefecht, welches einen traurigen Ausgang würde genommen haben, wenn der Churfürst ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Die Schweden wurden gänzlich geschlagen und noch auf dem Schlachtfelde ließ der Churfürst den Prinzen, der das Wohl des ganzen Staats mit Leichtsinn der größten Gefahr ausgesetzt hatte, vor sich kommen und verwies ihm seine Leichtsinnigkeit mit den Worten: wenn ich nach der Strenge der Kriegsgesetze verfahren wollte; so hätten Sie den Tod verdient; allein Sie sind das Werkzeug meines Siegs gewesen.

Ein chinesischer Kaiser Tschingthi wollte eine schöne Tänzerin zur Gemahlin nehmen. Die Großen des Reichs empörten sich alle darwider; allein die Leidenschaft siegte, der Tag des Hochzeitfests wurde bestimmt und die Braut erschien als eine Göttin. Eifersucht war von allen Sei-

ten über Tafel. Der Kaiser sagte unter andern zu der gegenüber sitzenden Pan-hiai: Sie sind immer sehr aufrichtig, sagen Sie mir, was halten Sie von der neuen Kaiserin? Sie ist vortreflich, versetzte sie, sie spielt sehr wohl und eine Hauptrolle steht ihr sehr gut an. Es entstand ein Gelächter über der ganzen Tafel, der Kaiser lachte gezwungen mit: und um sich nicht selbst lächerlich zu machen, sagte er: Sie haben Recht Pan-hiai. Und er verwies die Tänzerin wieder in ihren vorigen Stand zurück.

Ptolemäus, König von Egypten, war kein großer Freund des berühmten Mahler Apelles. Als dieser nach einem Schiffbruche nach Alexandrien hingerathen war, wiederfuhr ihm bey Hof nicht allein nicht die geringste Ehre, sondern es fanden sich auch boshafte Gemüther, die den Künstler in die Schlinge bringen wollten. Diese bestachen einen Hofbedienten, daß er den Mahler im Namen des Königs zur Tafel einladen muß-

te. Als Apelles bey Hofe erschien, erzürnte sich der König über seine Kühnheit dergestalt, daß er ihn hart anfuhr und ihn fragte, wer ihn genöthiget hätte? Er verlangte schlechterdings, daß er den, der ihn eingeladen hätte, nennen sollte. Apelles ergriff ganz gelassen eine Kohle vom Kamin und zeichnete die Gesichtsbildung desselben in so kenntbaren Zügen, daß der König den Augenblick den Thäter entdeckte. Von dem Augenblick an gab Ptolemäus dem großen Meister alle Beweise seiner königlichen Gnade und die ihm eine Grube hatten graben wollen, fielen selbst hinein.

In der Schlacht bey Fehrbellin saß der Churfürst Friedrich Wilhelm auf einem weißen Pferde. Sein Stallmeister Ferben bemerkte, daß die Schweden vorzüglich auf dieses Pferd zielten. Er bat daher seinen Herrn, daß er mit ihm tauschen möge, und wendete ein, das Pferd des Churfürsten wäre scheu. Kaum hatte der rechtschaffene Mann einige Augenblicke auf dem

Pferde

Pferde gesessen; so wurde er erschossen. Er erhielt also durch seinen Tod dem Churfürsten das Leben.

Agesilaus wurde gefragt: wodurch ein junger Mensch sich Hochachtung erwerben und empor kommen könne? Dadurch, antwortete er, daß er lernt gut werden und noch besser handeln.

Ein gewisser Gouverneur in Virginien unterredete sich einst auf der Straße zu Williamsburg mit einem Kaufmann: ein Negersclave ging vorbey und grüßte ihn. Er dankte ihm freundlich. Was? sagte der Kaufmann: Jhro Excellenz lassen sich so weit herab, einen Sclaven zu grüßen? Allerdings antwortete der Gouverneur und setzte noch hinzu: es würde mich sehr verdrießen, wenn ein Sclave höflicher wär als ich.

Ein Künstler mahlte den König von England; ein Graf wollte ihn mahlen sehen, aber der Künstler ließ sich höflich entschuldigen; der stolze Graf erbrach die Thüre; als er hinein kam, warf ihn der Künstler die Treppe herunter. Gleich darauf erschienen beyde; der Künstler um Schutz und der Graf um Rache zu bitten beym König. Der Lord war nicht zu besänftigen, bis der König sagte: ich verbiete Euch bey Euerm Leben, Euch an meinem Mahler zu vergreifen! Ihr sollt wissen, daß ich aus sieben Bauern den Augenblick sieben Grafen machen will, aber aus sieben Grafen, wie Ihr, würde ich nicht Einen solchen Künstler machen können.

Ein gewisser Marquis am französischen Hofe sagte kurz vor der Schlacht bey Rosbach: nun werden wir bald den König von Preußen gefangen in Paris sehen! So, sagte die Herzogin von Orleans: das soll mir lieb seyn, dann sehe ich doch noch in meinem Leben einen König.

Philipp II. König von Spanien spatzierte einst allein in den Zimmern des Escurials herum, als ein ehrlicher Handwerksmann, der die Thüre offen fand, hinein trat. Er war ganz voll von Verwundrung über die schönen Gemählde, die sich darin befanden, und da er Philippen sah, glaubte er einen Aufwärter des Klosters zu sehen und bat den vermeinten Aufwärter, er möchte ihm doch die Gemählde erklären, was sie vorstellten. Philipp führte ihn mit der ihm angebornen Herablassung herum durch alle Zimmer, und erklärte ihm alles wie es sich befand. Beym Abschiede drückte ihm der Fremde sehr freundschaftlich die Hand und sagte: lieber Freund! ich bin Euch sehr verbunden; mein Name ist Michael Bambis; ich wohne in der St. Martinsgasse, wenn ihr in die Gegend kommt, so besucht mich, es soll Euch ein recht gut Glas Wein zu Diensten stehen. Und mein Nahme, sagte der König, ist Philipp der zweyte, wenn Ihr also in Madrit bey mir eintreten wollt; so soll Euch ein Gleiches wiederfahren.

Kaiser Carl der fünfte hatte für Jemanden einen Freyheitsbrief unterzeichnet. Als man ihm aber vorstellte, daß dadurch die Rechte anderer geschmälert oder gekränkt würden, so zerriß er den Brief sogleich mit den Worten: ich will lieber meine Unterschrift als andrer Rechte vernichten.

Marigny fand den großen Conde' sehr aufmerksam in einem Buche lesend. Das muß wohl ein sehr schönes Werk seyn, weil Ew. Hoheit ihm so viel Aufmerksamkeit schenken? Es ist wahr, antwortete der Prinz: Es gefällt mir ungemein, denn es lehrt mich meine Fehler kennen, die Niemand das Herz hät, mir zu sagen.

Ein armer Indianer, der von einer Jagd, die nicht gut ausgefallen war, zurückkehrte, wollte heim zu seiner Hütte gehen; er war aber so müde und matt von Hunger und Durst, daß er beynahe nicht mehr fort kommen konnte. In der Nähe lag eine Pflanzung an den Gränzen

Virginiens, die einem übermüthigen Europäer gehörte, der den rechten Besitzer daraus vertrieben hatte. Der schmachtende Indianer schleppte sich mühsam zu der Wohnung des Europäers hin und sank dem Europäer zu Füßen, der eben vor der Thüre saß. Er wird, dachte er bey sich, dir einen Labetrunk nicht versagen, den man doch keinem Thiere versagt. Bruder! stammelte er, denn sein Mund war so trocken, daß er kaum reden konnte: einen Trunk Wasser und einen Bissen Brod. — Der stolze Europäer wendete sein Gesicht von ihm weg und würdigte ihn keiner Antwort. Hörst du nicht? Ich habe ein Weib und drey Kinder; wenn ich umkomme, müssen sie auch darben.

Weg da, du indianischer Hund! schrie der Europäer. Der Indianer hub seine Augen gen Himmel und kroch weiter. — Mein armes Weib! meine armen Kinder! armer alter Vater, sagte er für sich.

Nach einigen Monaten ging der Europäer mit seinen Freunden auf die Jagd. Da er ei-

nem Stück Wild nachsetzte, verirrte er sich in einem entsetzlich dicken Walde: einen ganzen Tag irrte er umher, ohne alle Hofnung sich je wieder heraus zu finden. Es war sehr rauhes Wetter; und Hunger und Durst ergriffen ihn dergestalt und die wilden Thiere heulten so um ihn, daß er sich dem Tode ergab. Mit einemmale wurde er in der Ferne Wohnörter einiger Wilden gewahr. Freudig ging er darauf los und bat, daß man ihn möge an eine europäische Pflanzung bringen. Es war schon dunkel; der Hüttenbewohner antwortete: es ist schon spät, wir würden die Nacht gehen müssen. Morgen wenn die Sonne aufgeht, will ich dich dahin begleiten. Der Indianer bereitete seinem Gaste eine gute Abendmahlzeit, die er ihm vorsetzte, und machte ihm alsdenn ein Lager von Biberfellen und Cocusblättern, und nach gehaltener Mahlzeit mußte er sich zur Ruhe begeben: das ist doch sonderbar, sagte der Europäer für sich, diese Wilden haben so viel Mitleiden und sind

so gut gegen dich! wie er mich so freundschaftlich aufnimmt, das ich warlich nicht verdiene! —

Der Tag graute, der Wilde kam um ihn zu wecken, gab ihm ein Frühstück und begleitete ihn nach einen Pflanzort, dessen Besitzer er kannte. Als sie sich trennen wollten, sagte der Wilde: Sieh mich an Europäer. Es war nun Tag. Dem Europäer bebten alle Glieder: denn er erkannte den Wilden, dem er vor ein paar Monathen einen Trunk Wasser versagt hatte. Er sank zu seinen Füßen. — Fürchte dich nicht, sagte der gute Indianer, ich habe dich gleich erkannt, als du in meine Hütte tratst; ich wollte aber nicht, daß du mich kennen solltest, weil du dich gefürchtet und eine schlimme Nacht gehabt haben würdest. Wenn du künftig hin einen Indianer sehen wirst, der vor Hunger und Durst umkommen will, setzte er ganz kalt hinzu; so gieb ihm einen Trunk Wasser. Lebe wohl; der große Geist geleite dich und mache dich zum Menschen.

Ein sehr geschickter Chirurgus in Paris war so unglücklich, daß er der Marquise von Villaref eine Pulsader entzwey schlug. Der Brand kam darzu und man mußte den Arm abnehmen: allein auch diese Operation fiel nicht gut aus, der Tod war unvermeidlich. Mit aller Ruhe der Seele machte sie ihr Testament, worein sie Folgendes setzen ließ: ich vermache dem unglücklichen Wundarzte auf Lebenslang einen Jahrgehalt, weil ich vorher sehe, daß der arme Mann von nun an alle Kundschaft und folglich auch seinen Unterhalt verlieren wird.

Dem Kaiser Tsi starb sein Lieblingspferd aus Nachlässigkeit des Stallknechts. Der Kaiser stieß nach ihm und wollte ihn erstechen, der Mandarin Peimtse aber hielt den Stoß ab. Sire, sagte der Minister, dieser Mensch ist von seinem Verbrechen, weswegen er sterben soll, noch nicht überzeugt. So mache es ihm bekannt, versetzte der Kaiser. Höre Bösewicht, so fing

der Minister an, die Verbrechen, die du begangen hast. Erstlich hast du ein Pferd sterben lassen, welches dir dein Herr anbefohlen hat; zweytens bist du Ursache, daß unser Fürst in solchen Zorn gerathen ist, daß er dich mit eigner Hand hat umbringen wollen. Aber höre nun ein noch weit größeres Verbrechen: du bist Ursach, daß der Regent in Gefahr gewesen, sich vor allen benachbarten Prinzen und Staaten Schande anzuthun und sie wissen zu lassen, daß er eines Pferdes wegen einen Menschen ums Leben gebracht. Von allen bist du die Ursache, Bösewicht. Man lasse ihn nur hingehen, sagte der Kaiser, ich vergebe ihm seine Vergehen.

Wenig Menschen können es mit Gedult ertragen, wenn von ihnen schlecht oder böse gesprochen wird, und wollen sich dann auf alle Art gelegentlich rächen. Sokrates vernahm mit der größten Gleichgültigkeit, daß Jemand übel von ihm gesprochen habe und sagte: er

mag mich auch prügeln, wenn ich nicht dabey bin.

Aber noch größere Mäßigung zeigte der König Antigonus. Er hörte in seinem Zelte, daß zwey Soldaten, die draußen standen, sehr schimpflich und boshaft von ihm redeten. Er hörte eine ganze Weile es mit an, endlich machte er sein Zelt auf und sagte zu ihnen: wenn ihr so von mir reden wollt; so gehet wenigstens auf die Seite, daß ich es nicht höre.

Ein Edelmann fragte den Ritter Bayard: was ein Adlicher seinen Kindern für Schätze hinterlassen sollte? Solche, antwortete Bayard, denen weder Zeit noch menschliche Gewalt schaden kann: Weisheit und Tugend! —

Ein Hofmeister führte einst einen jungen Grafen, der sehr stolz auf sein altes Herkommen war, in eine Kunstkammer. Unter vielen selte-

nen und außerordentlichen Stücken war eine prächtige Statüe im Saale, die den Blick des jungen Cavaliers gleich auf sich zog. — Das ist ein Meisterstück, rief er aus, der Künstler verdient Belohnung und Unsterblichkeit. — Das glauben Sie? sagte der Hofmeister: ich glaube vielmehr, daß die Statüe das verdiente und nicht der Künstler, der sie schnitzte. Wie das? fuhr der junge Graf fort: was hat die Statüe für Verdienst? Sie ist nur das, zu was der Künstler sie bildete. — Sie ist freilich nur das, erwiederte der Hofmeister, worzu der Künstler sie bildete, und Sie sind auch nur der, mein Herr Graf, zu dem Sie Ihre Voreltern erhoben haben. Sie haben für sich so wenig Verdienste als diese Statüe und Sie sind doch stolz. Seyn Sie also gerecht und rauben Sie durch Ihren unedlen Hochmuth Ihren Voreltern nicht die Ehre; diesen allein gebühret der Ruhm; diese sind die Künstler: Sie sind nur ihr Schnitzwerk.

Es fragte einmal ein guter Freund einen alten Geistlichen, wie er es doch machen sollte, daß er die Leute los würde, durch deren Zuspruch er so viel Zeit unnützerweise verlieren müßte. Der Alte antwortete ihm: Leihe den Armen Geld, daß sie dir schuldig werden und bitte die Reichen um etwas; so werden beyde nicht mehr zu dir kommen. Letztere, daß du sie nicht wieder um etwas bittest, und erstere daß du sie nicht mahnen mögest.

Unter Friedrich Wilhelm III. beklagte sich ein Geistlicher, daß er mit seinem Gehalt nicht auskommen könne. Der König befahl dem Consistorium, daß sie es untersuchen möchten, ob der Geistliche wirklich so schlecht stände; es wurde untersucht, und befand sich wirklich so, wie es der Geistliche angegeben hatte. Der König kam hierauf von ohngefähr in das Consistorium. Als er eintrat, verlohr er einen Westenknopf und fing an zu suchen. Die Herren, wel-

che gegenwärtig waren, fragten: was Ihro Majestät verloren hätten? Nichts, antwortete der König. Apropos, fing er an, haben Sie, meine Herren, die Sache untersucht wegen des Geistlichen? Steht er wirklich so schlecht? Ja, war die Antwort, Ew. Majestät: er befindet sich in außerordentlichen miserabeln Umständen. Jetzt fing der König wider an zu suchen. Was suchen denn Ew. Majestät? Einen Westenknopf; wenn man wohl thun will, muß man auch einen Westenknopf nicht verlohren gehen lassen. Der Geistliche soll Zulage haben. —

Als Kronprinz befand sich Friedrich Wilhelm III. einmal mit einer Suite von Cavalieren, worunter der Minister Wöllner sich auch befand, auf dem heil. Christmarkte um ihn anzusehen und vielleicht auch etwas zu kaufen. (Es ist in Berlin Sitte, daß alle königlichen Personen selbst einkaufen, weil der Markt sehr brillant ist und die kostbarsten Sachen zu haben

sind.) Der Kronprinz stieß auf eine Bude, in welcher sich alle mögliche kleine Puppen befanden. Unter andern wurde der Kronprinz auch ein Paar kleine Geistliche gewahr. Wie bekannt, war Wöllner vormals ein Geistlicher; er befand sich nahe bey dem Kronprinzen, als der Prinz mit einer ernsten ihm angebornen Miene fragte: was kosten die Pfaffen? So und so viel, war die Antwort des Verkäufers. Der Prinz zog die Börse und gab dem Manne das Geld mit den Worten: hier wird es seyn; und mit einer Vehemenz nahm der Prinz die zwey kleinen Geistlichen vom Tische und sagte: die Kerls muß man wegkaufen, sie werden sonst Minister!!!

Ein Officier, der in Pommern in Garnison stand, wollte gern den König Friedrich Wilhelm II. begraben sehen, ging also ohne Urlaub von seinem Chef zu haben nach Berlin. In Hoffnung daß die Prinzessin Louise eine Fürsprache für ihn bey dem jetzt regierenden Könige einle-

gen würde, meldete er sich bey ihr und bat: Sie möchte doch die Gnade für ihn haben und bey Sr. Majestät dem Könige bewirken, daß es ihm erlaubt würde, den verstorbenen König begraben zu sehen, er wäre aber ohne Urlaub hierher gegangen. Auch die Prinzessin that es, erhielt aber von dem Könige die Antwort: daß er darzu gar nichts sagen könne; so viel wollte er ihm aber rathen, er solle machen, daß er wieder zu seinem Regimente käme, denn er hätte einen scharfen General.

Ein Cavalier vom Dessauer Hofe ward von seinem Fürsten befehligt, dem neuen König von Preußen, Friedrich Wilhelm dem dritten, beym Antritt seiner Regierung Glück zu wünschen. Nach seiner Ankunft ließ er sich beym Könige melden. Der König, der ihn schon in Dessau hatte kennen lernen, nahm ihn sogleich an und sagte beym Eintritte des Gesandten: Ich weiß schon was Sie wollen, ich will alles für em-

pfangen annehmen, aber es thut mir leid, daß ich Sie nicht bey mir zu Tische haben kann, ich bin zu meiner Schwägerin der Prinzessin Louise zu Tisch gebeten. Indeß wissen Sie was: Sie wird es nicht übel nehmen, wenn ich einen Freund mitbringe, essen Sie da mit mir — !!

Der Churfürst von Kölln, ein sehr launiger Herr, sagte zum Churfürst von Trier, als sie von ihren Ländern wegen der Franzosen sich entfernen mußten: die Franzosen müssen gewußt haben, daß es uns noch an Gelehrsamkeit fehlt, weil sie uns alle beyde auf Universitäten geschickt haben, Sie nach Leipzig und mich nach Erfurth.

Der verstorbene Prinz Louis von Preußen, der wie bekannt ohne allen Prunk in einem blauen Oberrocke einher ging und einem Fähndrich oder Lieutnant ähnlicher sah, als einem

Prinzen,

Prinzen, kam einmal in eine Gesellschaft, in welcher sich ein gewisser kaiserlicher General H** befand. Dieser, der sehr stolz war, fragte ihn gleich bey seinem Eintritte: Wer ist Er halter? — Wer ist denn Er, der mich fragt? erwiederte der Prinz voll Verwundrung: denn diesen Ton kennt man am preußischen Hofe gar nicht. Ich bin halter der General H**, und wir sind nicht gewohnt mit einem Unterlieutnant in Gesellschaft zu seyn. Und ich, antwortete der Prinz mit Verachtung, bin der Prinz Louis von Preußen, wendete sich von dem General, der durch diese Antwort ganz aus seiner Fassung gekommen war und nicht ein Wort zu seiner Entschuldigung vorbringen konnte, hinweg und unterhielt sich mit den übrigen Officieren sehr freundschaftlich. Als er hierauf weggehen wollte, empfahl er sich Ihnen und kehrte sich dann zum General H**, mit den Worten: Adieu H**, lebe Er wohl, aber nehm Er sich in Acht, daß er mit seinem Er nicht bey dem Geringsten unserer Fähnriche anstößt. Er ging und der stol-

ze General hätte vor Schaam in die Erde sinken mögen.

Als der Oesterreichische Gesandte Herr von Thugut in Pohlen in den warschauer Saal trat, wo der russische Gesandte, der Graf von Stackelberg, den versammelten Magnaten und Starosten im Namen seines Hofs eine Proposition hielt, sah er diesen für den König an, weil er ihn nicht persönlich kannte und alle Großen des Hofs mit der tiefsten Ehrfurcht da standen. In dieser Meinung machte er ihm ein sehr devotes Compliment und zeigte ihm sein Hierseyn an. Der Graf von Stackelberg, der dieses annahm, mußte wohl in dem Augenblick nicht denken, daß es gerügt werden könnte. Hinterdrein erfuhr der Herr von Thugut, daß es der russische Gesandte gewesen war, dem er das Compliment gemacht hatte und aufgebracht über die Impertinenz dieses Mannes, beschloß er, bey der ersten Gelegenheit sich zu rächen. Ganz besonders

mußte es sich fügen, daß er noch denselben Abend mit dem Könige und dem Grafen von Stackelberg eine Partie L'hombre spielte. Der Herr von Thugut, welcher ein Spiel hatte, spielte mit Fleiß den Treffbuben aus und sagte: Treff König! Verzeihen Sie, es ist der Bube fiel ihm der Graf Stackelberg in die Rede. Das ist doch fatal, antwortete der Herr von Thugut, bin ich denn darzu verdammt? Es ist heute schon das zweytemal, daß ich den Buben für den König ansehe. Der Graf von Stackelberg erröthete und sagte kein Wort drauf.

Ueber
die Moden der Damen.

Die Damen werden jetzt von der Mode auf die Art in Hinsicht ihrer Kleidertracht begünstiget, daß sie nicht im Mindesten dadurch genirt sind. Und sie lassen es sich denn sehr gern gefallen, was ihnen wohl niemand verdenken würde, wenn sie nur die Folgen einigermaßen berücksichtigten. Aber es ist zu befürchten, daß die Nachwehen sich bald einstellen werden. So ist es nun einmal Mode sich krumm zu halten, und besonders machen die Damen ihre Complimente jetzt so, als ob sie bey den Herren deswegen in die Schule gegangen wären und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Denn sie copiren das männliche Compliment so getreu, daß

nichts weiter daran fehlt, als daß sie die Arme heruntèrfallen lassen. Je nun, dieses wird ihnen doch auch noch gelingen. Man darf nur die Hofnung nicht sinken lassen. Entspricht wohl irgend etwas der Idee einer Grazie mehr, als eine Dame, die sich schön und gerade trägt? Fig. 4. Da man nun einmal die Mode als Alleinherrscherin anerkennt, warum despotisirt diese doch so sehr, daß sie nicht Sitten einführt, die den Körper in Ordnung halten? Daß jenes Compliment nicht mit dem geringsten Anstande verbunden ist, wird man mir doch wohl zugestehen müssen? So beschreibt es mein erster Theil nicht. Es ist weder die hogarthische Schönheitslinie, noch die Gefälligkeit und Grazie, womit gewiß eine Dame überall Interesse erregen kann. Als Vorschrift etwas Besseres einzuführen, habe ich eine Maschine in Kupfer beygefügt, welche das Geradehalten bey jungen Leuten vom weiblichen Geschlecht außerordentlich befördern wird. Sie wird nehmlich so getragen, daß sie zugleich ein Leibchen formirt. Die

Maschine ist von Eisen oder Stahl, und wird nach Belieben mit Taffet aller Art oder mit Sammet überzogen. Die Punkte bedeuten kleine runde Knöpfe, wo das Sammetband mit zwey Knopflöchern versehen, über die Schultern angehängt oder angezogen wird. a, und b, bedeutet die linke und c, und d, die rechte Seite. Unten am Ende der Maschine e, wo sich auch ein kleiner Knopf befindet, wird ein Sammetband genommen und die Weite des Leibes gemessen und in der Mitte des Bands wird ein Knopfloch gemacht, an den Knopf angehängt und vorn wird es zugeschnallt. Legt man diese Maschine zwischen die Schultern und ziehet nach obigen Bändern, welche über die Schultern angehängt sind, die Fig. e, welches auf den Rücken herunter zu liegen kommt, durch das Schnallen des Bandes fest an: so werden die Schulterblätter hineingedrückt, und die Brust dadurch vorgedrängt, so daß sich die Person gerade halten muß; denn sie wird gleichsam beständig dadurch erinnert. Es schadet für erwachse-

ne Personen nicht, es thut vielmehr seine Wirkung, nur muß es beym Anziehen und Zuschnallen ein wenig angestrengt werden, indem die Maschine, sowohl der obere Theil, welcher zwischen den Schultern liegt, von a, bis d, als auch der untere Theil e, welcher auf den Rükken zu liegen kommt, etwas geschweift seyn muß; sonst würde es nicht von der Wirkung seyn. Bey Kindern verschaft diese Maschine großen Nutzen und ist daher allen Eltern sehr zu empfehlen.

Ein kleiner Aufsaz
über
die Veranlassung zu meiner Krankheit.

Theils als Entschuldigung wegen der Verspätung des zweyten Theils meines Werkes für die respektiven Theilnehmer, theils als Warnung, wie viel man Ursache habe, auf seiner Hut zu seyn, weil man bey aller eingebildeten Vorsicht sich doch noch etwas zu Schulden kommen lassen kann, das von weit aussehenden Folgen ist,

mag dieser Aufsaz, welcher meine Krankheitsgeschichte enthält, hier stehen. Ich habe dabey zu meinem Publicum das Zutrauen, daß es die Absicht, aus welcher ich denselben niederschrieb, nicht verkennen, und folglich hier nicht gerade etwas Neues erwarten und fordern, sondern nur das bedenken werde, daß gewisse Wahrheiten gerade wegen ihrer Alltäglichkeit, wodurch sie der Beobachtung gänzlich entschlüpfen, nicht oft genug zu Gemüthe geführt werden können.

So hätte mich eine unbedeutende Kleinigkeit, auf welche meine Aufmerksamkeit erst durch die Folgen hingeleitet wurde, beynahe für immer gelähmt.

Ich bin vermuthlich einmal — denn mit entschiedener Gewißheit kann ich mich nicht mehr darauf besinnen — von einem Ball weggegangen, ohne gehörig abgekühlt zu seyn. Vielleicht waren auch, was ich freilich nicht ge-

glaubt hätte, die Füße zu leicht bekleidet. Ich hatte den Heimweg in Gesellschaft angetreten und war beym Auseinander gehen noch mit einem Freunde einer nöthigen Unterredung halber wohl eine Viertelstunde auf der Straße stehen geblieben. Die Nacht war feucht und kalt. Indessen spürte ich augenblicklich nichts einer Erkältung ähnliches; aber einige Tage darauf bemerkte ich auf der linken Brust einen Fleck, ohngefähr eine Hand breit, der wie abgestorben war. Doch achtete ich nicht weiter darauf, bis ich nach einigen Tagen Schmerzen verspürte, wodurch meine Aufmerksamkeit erregt wurde und ich mich bewogen fühlte, mich meinem Arzte zu entdecken, der mir etwas Spirituöses einzureiben gab, mit der Versicherung nach dem Gebrauch desselben werde es sich schon wieder geben. Ich befolgte seine Vorschrift ohne die geringste Aenderung wahrzunehmen. Indessen

nahte

nahte der Frühling heran und nun brauchte ich auf Verordnung des Arztes den Bitterbrunnen; allein ebenfalls ohne Erfolg. Ich erwartete nun wieder von der Natur, was mir der Rath des Arztes nicht gewährt hatte; allein nach einiger Zeit verbreitete sich der Schmerz über den ganzen Rücken, nahm hierauf auch die Seite und den Unterleib ein, wo er zu einem sehr hohen Grade stieg. Auch bekam ich dabey einen außerordentlich starken Schwindel, so, daß ich mich kaum aufrecht zu halten vermochte. Die Oefnung gerieth ins Stocken, und auf diese Weise verlebte ich vier ganze Monate unter unsäglichen Schmerzen, die mir fast alle Besinnung raubten. Ein heftiger Schreck, welcher darzu kam, vermehrte die Krankheit und hätte mir beynahe eine förmliche Lähmung zugezogen. Ein in der Stadt zur Nachtzeit ausgebrochenes Feuer wirkte jetzt, ob ich gleich sonst über ei-

nen solchen Vorfall die Fassung nie verliere, bey meinem geschwächten Nervensysteme so stark auf mich, daß ich in den Beinen eine Schwäche bekam, die mir kaum fortzuschreiten verstattete. Das mir deshalb verordnete Kräuterbad hatte ich etwa viermal gebraucht, als mich meine vorigen Schmerzen in der Seite und im Unterleibe wieder überfielen und mich völlig darnieder warfen. Zugleich stellten sich ein heftiges Reißen in allen Gliedern und fürchterliche Krämpfe ein, mit welchen ich eine geraume Zeit kämpfen mußte, ehe sich nur die Hofnung zur Erhohlung mir wieder näherte.

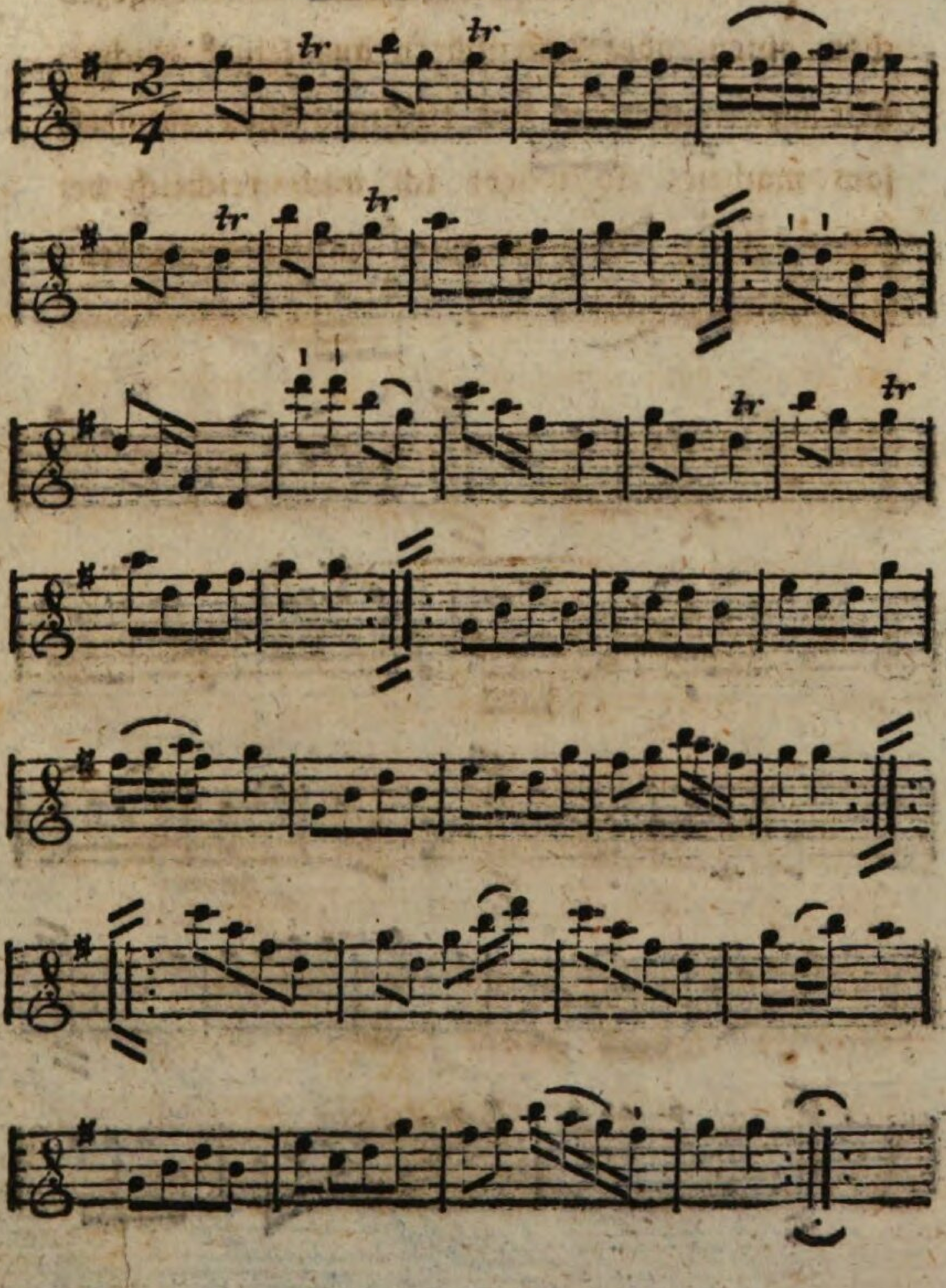
Den vergangenen Sommer brachte ich erträglich zu, eine sehr große Schwäche in den Füßen, besonders in den Dickbeinen, und ein starkes Spannen im Unterleibe, gleich als ob ich eingegürtelt wäre, abgerechnet. Der herannahende Winter und die ihn begleitende verän-

derliche Witterung bewiesen auch an mir ihren schädlichen Einfluß. Ich mußte das Krankenlager von neuem suchen und so ist mein Gesundheitsstand bis hierher sehr wechselnd gewesen; bald erträglich, bald wieder schlimm, so daß ich meinen Unterricht nur nothdürftig habe fortsezzen können. Zu sitzen war ich sehr wenig im Stande; auch war es mir vom Arzte ausdrücklich untersagt; daher mußte sich die Erscheinung dieser Fortsetzung meines Werkes nothwendig verspäten.

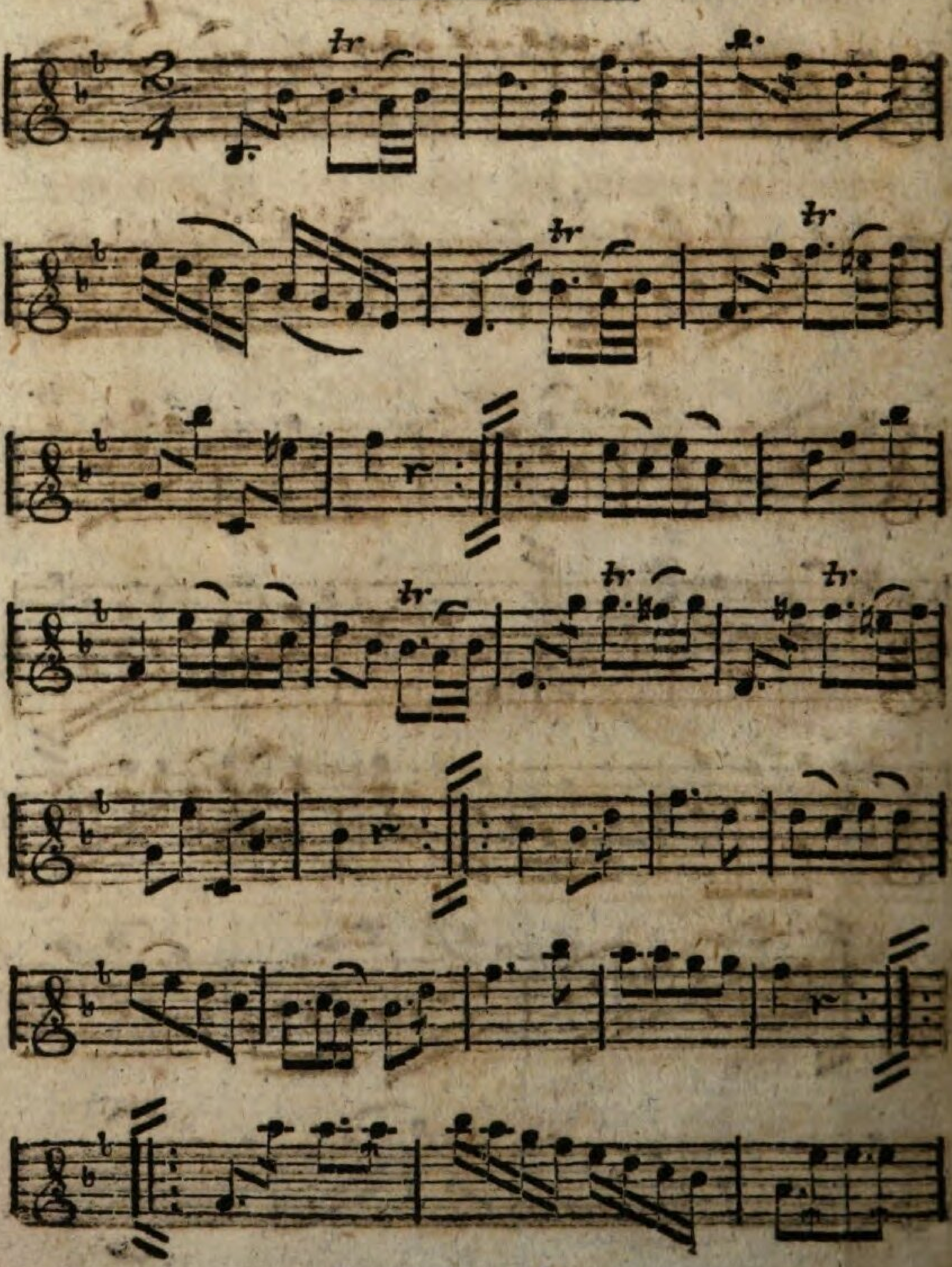
Als ich im ersten Theile die Vorsichtsregeln zur Schonung und Erhaltung der Gesundheit ertheilte, hätte ich nicht vermuthet, daß ich im zweyten mich selbst als ein warnendes Beyspiel würde aufstellen müssen, wie leicht man dagegen auch bey dem besten Vorsatze verstoßen und was für bleibende Uebel eine unbedeutend scheinende Kleinigkeit nach sich ziehen kann.

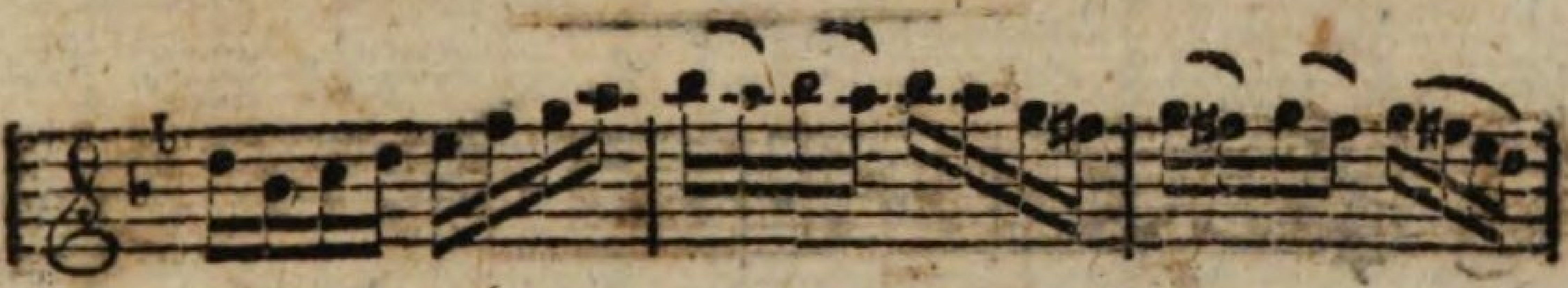
Sollte dieses von mir aufgesteckte Warnungszeichen einen oder den andern aus seiner Sicherheit wecken und auf den richtigen Weg aufmerksam machen; so würde ich mich reichlich belohnt fühlen. Meinen guten Willen wenigstens habe ich gezeigt.

Der Tempête.

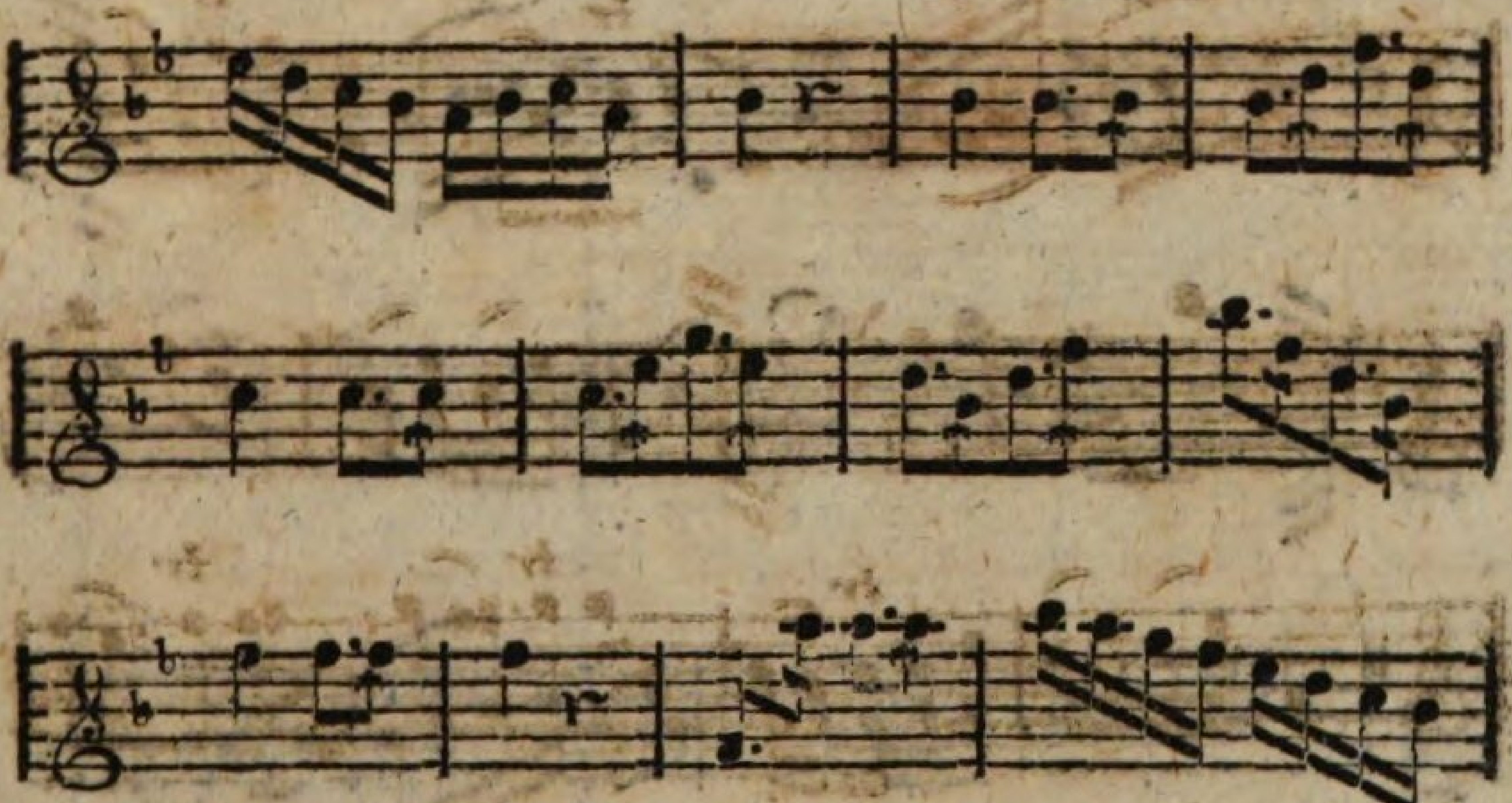


Eine Seize zu No. 1 und 2.

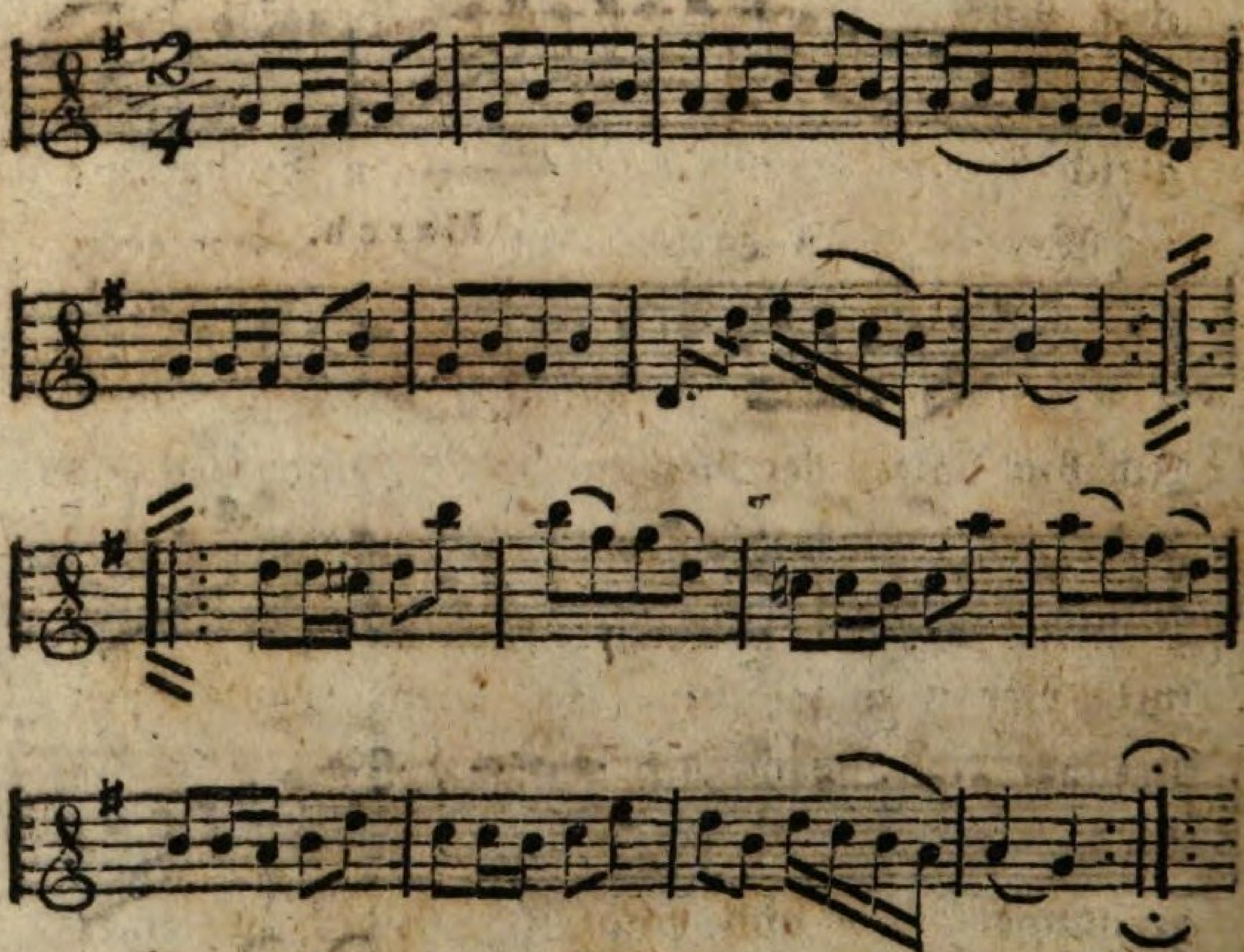




March.



Der Kehraus.



500,-
Febr. 86
April 86

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kattfuss, Johann Heinrich

Choregraphie oder vollständige und leicht faßliche Anweisung zu den verschiedenen Arten der heut zu Tage beliebtesten gesellschaftlichen Tänze

Bd.: Zweyter Theil

Leipzig 1802

Gymn. 42 po-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10431653-1
VD18 9067295